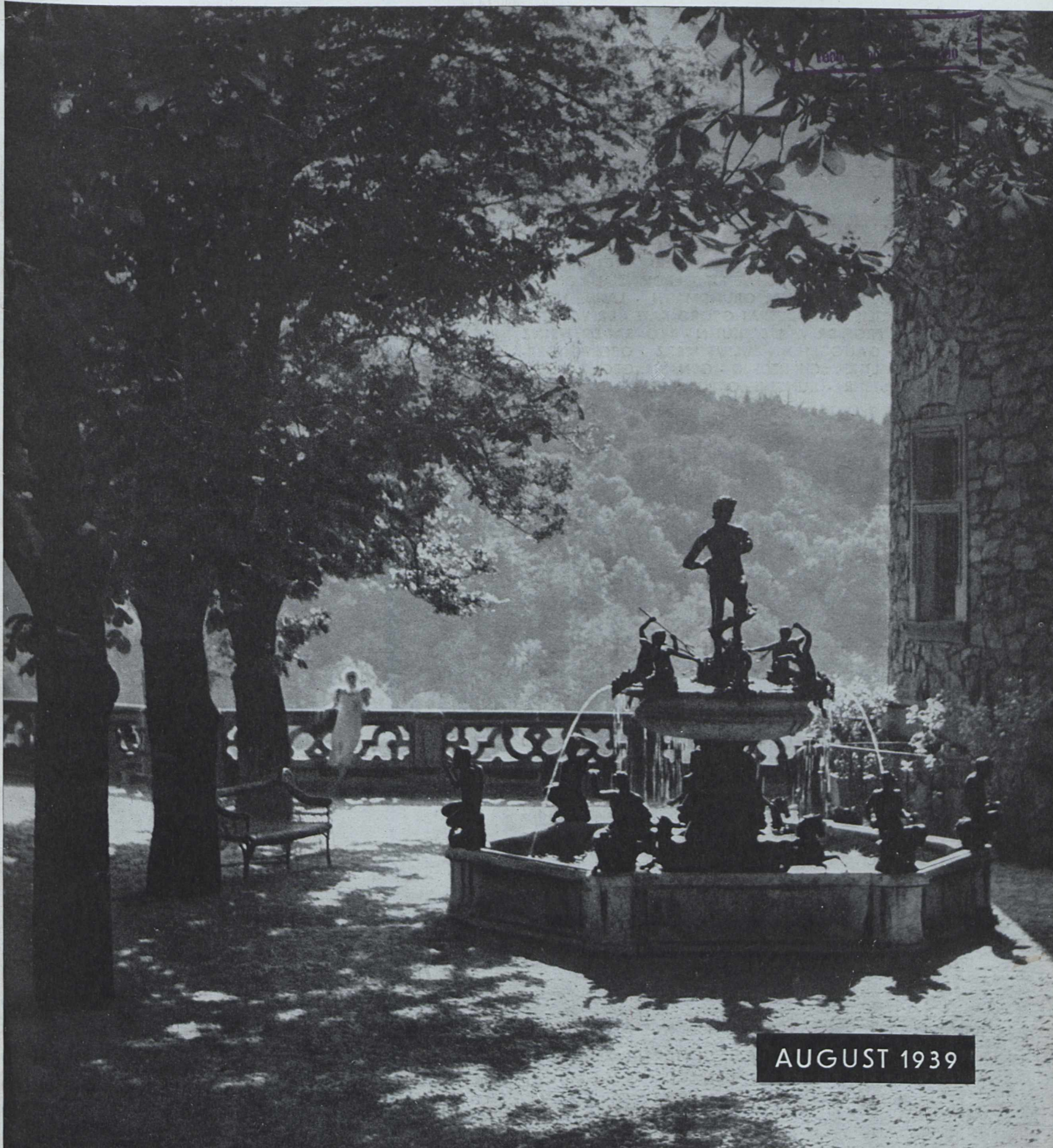


SCHLESSEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM · HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN · VERLAG: GAUVERLAG-NS-SCHLESSEN BRESLAU · 1. JAHRGANG · FOLGE 5 · PREIS 1 RM



AUGUST 1939



SCHLESISIEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM
1. JAHRGANG · AUGUST 1939 · FOLGE 5

HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN

STÄNDIGE MITARBEITER: PROF. HERMANN AUBIN · DR. FRITZ ARLT
DR. ERNST BIRKE · OBERBÜRGERMEISTER DR. HANS DAMRAU
DR. HANS-WERNER FISCHER · OBERBÜRGERMEISTER DR. HANS
FRIDRICH · DR. FRITZ GESCHWENDT · PROVINZIAL-KONSER-
VATOR PROF. DR. GÜNTHER GRUNDMANN · LANDESLEITER
ALFRED HARTLIEB · LANDESRAT GEORG KATE · DR. WERNER
KUDLICH · PROF. DR. WALTER KUHN · REG.-RAT DR. HEINZ
LOHBECK · GAUOBMANN JULIUS MERZ · OBERBÜRGER-
MEISTER WALTHER SCHMIEDING · GEN.-DIR. GEORG SIEFEN
HERMANN STEHR · KUNSTHISTORIKER BERNHARD STEPHAN

INHALT:

LANDESBAUERNFÜHRER OTTO JAESCHKE: Schlesiens Bauern- tum im Kampf für das Reich	162
Burg Namslau	166
BERNHARD STEPHAN: Georg Nerlich	168
Mittebringe	170
Ein schlesisches Landhaus	172
STEFAN STURM: Strom unseres Schicksals	175
HANS NIEKRAWIETZ: Oderlied	176
ELLE NAY: Die beiden Schwestern	177
ANGELIKA TSCHANter: Das bunte Windrad	183
WALDEMAR GLASER: Der Tag des gerechten Gerichts	184
Berichte	187

UMSCHLAG: BRUNNEN IM SCHLOSS FÜRSTENSTEIN / AUFN.: K. F. KLOSE

MIT VERWALTUNGSBEILAGE (VIERTELJÄHRLICH)
UND „SCHLESISIEN IN ZAHLEN“ (HALBJÄHRLICH)



GEORG NERLICH: STADT DER TURME (1936)

SCHLESIENS BAUERNTUM IM KAMPF FÜR DAS REICH

V O N O T T O J A E S C H K E

Bedeutfamste Ereignisse größter Ausprägung haben Schlessen und das schlesische bodenverwurzelte Volk im Laufe seiner vielhundertjährigen Geschichte sehr häufig in das Blickfeld Gesamtdeutschlands, ja vielfach sogar Europas gerückt. Die siegreiche Schlacht Herzog Heinrichs II. im Jahre 1241 gegen die bis nach Schlessen vorgedrungenen Mongolen bei Wahlstatt rettete damals die Kultur des Abendlandes vor den Barbaren. In Ruhe, stetig und zielbewußt konnte sich nun die im gleichen Jahrhundert begonnene friedliche Rückbesiedlung Schlessens weiter vollziehen, unserer Heimatprovinz, die vom Germanentum niemals für immer aufgegeben worden ist. Auch während des »Einsickerens« slawischer Stämme - nie haben sie Schlessen erobert - wahrten stärkere Reste nicht abgewanderter Wandalen ihre uralten Rechte.

Noch nicht 200 Jahre waren vergangen, und schon kamen Bauern aus Oberfachsen, Thüringen, aus der Rhön und vom Vogelsberge, aus Niederbayern und aus der Oberpfalz, um das schlesische Land dem Deutschtum wieder vollends zurückzugewinnen. Damals zeigte sich, so stellen wir rückschauend fest, wieder einmal so recht die Wahrheit jenes Wortes, daß am Ende immer dem der Boden zufällt, der ihn mit seiner Hände Arbeit bebaut, wir fügen hinzu, dem, der ihn am besten bebaut! Aus der »Verfus lubensis« eines Leubuser Mönches erfahren wir jedoch vom polnischen Bauern: »Die Polen sind arm und träge ... Die Hauptbeschäftigung des slawischen Bewohners war nicht der kärgliche, wenig erziehbige Ackerbau, und bei ihnen stand nicht der Körnerbau, sondern der Anbau der genügsamen und rasch keimenden Hirse im Vordergrund ...« - Das damalige deutsche Bauern- tum im schlesischen Raum brachte jedoch in jeder Weise eine höhere Kultur, es hat eine Haltung gezeigt, die, das gilt ebenso heute und für das gesamte deutsche Landvolk, wie der Reichsbauernführer Darré einmal mit den Worten unrißten hat: »Deutsches Bauern- tum war seit Urzeiten stets in der Scholle verwurzelter Dienst am Geschlecht!« Diese Haltung, der Dienst an Geschlecht, Sippe und damit am eigenen Volkstum hat schließlich dank der Zähigkeit und Zielstrebigkeit des bäuerlichen Menschen unseres Blutes Schlessen wieder dem Deutschtum zurückgegeben. Was das Landvolk Schlessens einmal durch seiner Hände Arbeit, durch seine Tüchtigkeit erworben hatte, das ließ es nimmer fahren. Jahrhundert um Jahrhundert verging, mehrfach wechselte die Herrschaft über dieses Land, aber eines blieb in dieser Südostbastion unseres Volkes: das bodenverwurzelte Deutschtum. Die Stammes- eigentümlichkeiten der Rückfiedler schmolzen mehr und mehr dahin, immer klarer und in sich geschlossener entstand ein einheitlicher Typ bäuerlichen Blutes. Kriege zogen über Schlessen hinweg, die Hussiten brachen ein, der Dreißigjährige Krieg forderte große Opfer, und doch, das Land blieb deutsch: Aus dem schlesischen Bauern- tum erwuchs eine stärkere Bevölkerung als zuvor. Am 7. November 1741 huldigten die schlesischen Stände dem jungen Preußenkönig Friedrich dem Großen in Breslau. Das schlesische Landvolk verspürte die ersten Anzeichen einer staatspolitisch gerechteren Zeit.

In jenes 18. Jahrhundert fällt nun, und das ist für die Ausdehnung und die Verdichtung des Deutschtums im schlesischen

Grenzgebiet und im deutschen Vorfeld Osteuropas so sehr bedeutsam, die 2. große deutsche Siedlungsbewegung. Bis in die Bukowina und in den Balkan hinein geht dieser neue Zug nach dem Osten.

Seit den Tagen des Alten Fritz stellte der schlesische Bauer dem preußischen Militärstaat den Vorspann für Artillerie und Train und lieferte Stroh, Getreide und Wagen. Allein die Bauernlöhne dienten im Heer. So gab Schlessens Landvolk seitdem der preußischen Armee die tüchtigsten Soldaten, die sich nicht nur im 18. Jahrhundert, sondern ebenso im 19. Jahrhundert bewährten in den Freiheitskriegen und den Kriegen um die staatliche Einheit im »Kleindeutschen« Reich. Gerade im 19. Jahrhundert erwies sich das schlesische Bauern- tum auch als ein gewaltiges Blutreservoir: Dank des großen Kinderreichtums konnten für die aufblühende Industrie innerhalb und außerhalb der Provinz zahlreiche Menschen abgegeben werden. Was wäre z. B. aus Berlin geworden ohne den Zuzug aus den ländlichen Gebieten Schlessens? Und ist nicht auch heute gerade der schlesische Mensch, nicht zuletzt der vom Lande stammende - bleiben wir beim Beispiel der Reichshauptstadt - dort als besonders zuverlässig bekannt? - Ich möchte sagen, daß diese Eigenschaft in den letzten Jahrzehnten und Jahren ausgerechnet dem schlesischen Landvolk selbst im Grunde nur Nachteile brachte - nämlich zu einer weiteren Steigerung der Landflucht führte! -

Daß der schlesische Bauer auch im großen Kriege restlos seine Pflicht erfüllt hat, braucht eigentlich nicht besonders betont zu werden. Trotz dessen müssen immer wieder die gigantischen Leistungen des schlesischen Landwehrkorps Woyrsch erwähnt werden! Sie sind ein stolzes Zeugnis soldatischer Tüchtigkeit! Als nach dem Kriege das Ringen um die deutsche Neuschöpfung begann, stand das Bauern- tum in unserer Heimatprovinz in vorderster Linie. Nach Jahren des Kampfes fand die bäuerliche Sehnsucht in unserem stolzen Großdeutschen Reich ihre Erfüllung, in einem Reich, das nach des Führers Worten immer mehr ein Bauernreich werden wird. Nach der Machtergreifung wurde, wie das gesamte deutsche Landvolk so auch das schlesische von der deutschen Staatsführung für seine ureigensten Aufgaben gerüstet und in den nationalwirtschaftlichen Kampf um die Erzeugungsschlacht eingesezt. In diesem Kampf hat es sich restlos bewährt! Nur einige besonders bedeutende schlesische Erzeugungsschlachtziffern seien aus der Fülle dieser Zahlen genannt: In wenigen Jahren nach der Machtübernahme konnte die schlesische Flachsbaupflanzfläche von 1516 ha auf 13 301 ha gesteigert werden! Die schlesische Flachsbaupflanzfläche umfaßt damit gegenüber der des Gesamtreiches nahezu 30 Prozent! Die Hanfbaupflanzfläche vergrößerte sich sogar von den einst nur 27 ha auf 2100 ha!! All diese Erzeugungsteigerung wurde erreicht, ohne daß bei anderen landwirtschaftlichen Produktionszweigen, volkswirtschaftlich gesehen, Rückschläge eintraten, im Gegenteil. Schlessen versorgt weite Teile des Reiches, ganz besonders auch Berlin, mit seinen Überschüssen, trotz des stark angestiegenen Verbrauchs bei den meisten landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Die ganze Größe des Leistungskampfes des schlesischen Landvolkes er-







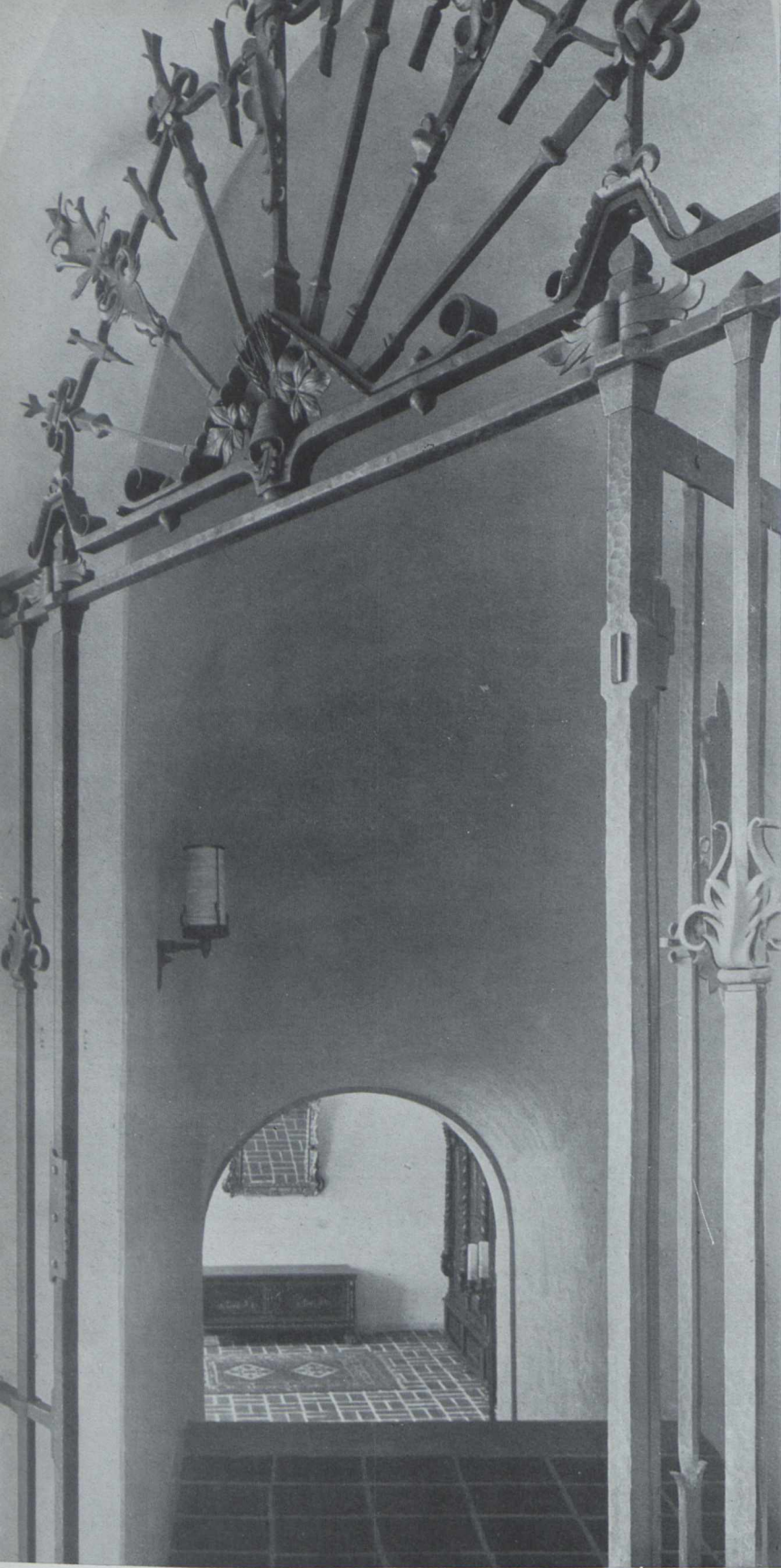
Aufn.: Dr. Paul Wolff

SCHLESISCHER NEUBAUERNHOF

messen wir aber erst dann richtig, wenn wir nur einige Voraussetzungen bedenken, unter denen das Landvolk zu den immer neuen Erzeugungsschlachtoffensiven angetreten ist und dies tapfer und treu auch heute immer wieder tut. Da ist einmal das innerdeutsche wirtschaftliche Problem überhaupt: die Stadtfucht, die ganz besonders für das agrarische Schlesien ernährungswirtschaftlich als auch - gerade im Grenzland Schlesiens - volkspolitisch die schlimmsten Auswirkungen nach sich zieht. Die ungeheuer schwer arbeitende schlesische Bauersfrau wird in Zukunft, falls noch weniger Hilfskräfte zur Verfügung stehen, nicht mehr kinderreiche Mutter fein können! Der Führer und sein Reichsbauernführer werden auch dieses Landfluchtproblem seiner Lösung entgegenführen, die Erziehung der Jugend wird allmählich die Unterbewertung aller Landarbeit schwinden lassen, und auch das Problem der Preisschere zwischen Agrar- und Industriepreisen wird eine befriedigende Lösung finden lassen.

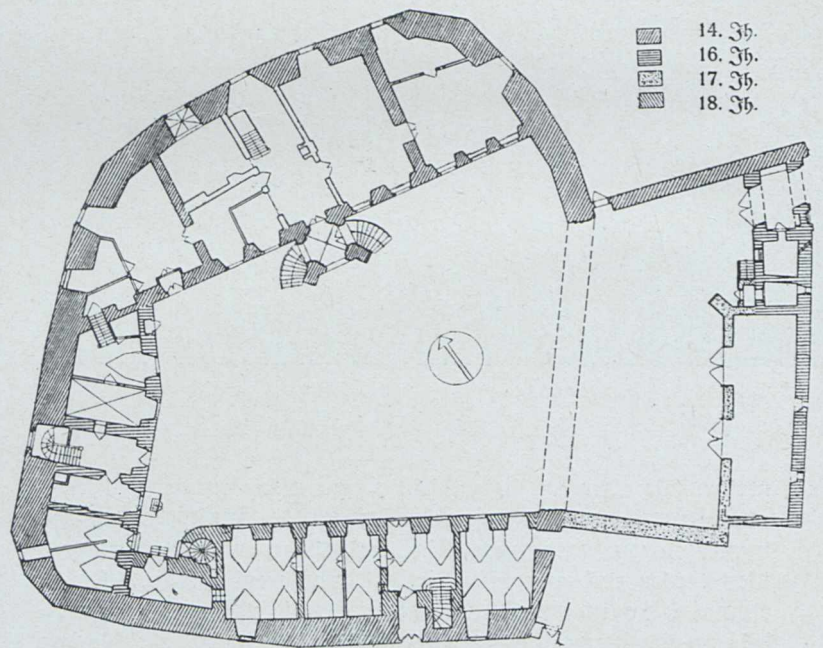
Wir wissen es doch so genau aus der Geschichte aller Kulturvölker: ohne Bauerntum stirbt ein Volk! Diese Erkenntnis wird auch weiterhin das volkspolitische Programm gerade im Grenzland Schlesiens sein müssen. Trotz aller Landfluchtstendenzen wird bei uns zielbewußt der positive Gegenstoß

durch die Neubauernsiedlung geführt. 1937 z. B. wurde in Schlesiens rund 11 255 ha erworbenes Land für die Siedlung bereitgestellt, am meisten von allen Altreichsgauen. Es sind an die 20 Prozent des damals im gesamten Altreich bereitgestellten Siedlungslandes. Bei der Neubauernsiedlung wurden auch ganz besonders die Frontsoldaten der Erzeugungsschlacht, die Landarbeiter, berücksichtigt: 20 Prozent aller Neubauernhöfe wurden mit Landarbeitern oder Landarbeiterlöhnen besetzt. Kapitalistische Momente haben keine Geltung mehr. Es konnten sogar Landarbeiter angesiedelt werden, die zum Teil nur bis 100,- RM Eigenkapital zur Verfügung hatten. So wird in unserer Grenzprovinz die 3. große deutsche Siedlungsbewegung durchgeführt, allen Schwierigkeiten zum Trotz, denn hier geht es um die deutsche Zukunft schlechthin, hier wird nicht zurückgegangen und kapituliert! Trotz aller durch zeitbedingte Momente für das schlesische Landvolk keineswegs leichten Lage ist der schlesische Bauer als bodenbearbeitender Mensch tief innerlich von der Verpflichtung überzeugt, allen Volksgenossen alljährlich durch reiche Ernten ihr tägliches Brot zu schenken und ist sich seiner volkspolitischen Aufgabe bewußt, in vorderster Front der bäuerlichen Sturmabteilung des deutschen Volkes in Schlesiens, in der Südostbastion des Reiches, auf der Wacht zu stehen.



TREPPENGANG

Auf der Westseite der Stadt angelegt, bildet die Burg eine weit vorspringende Bastion im Rahmen der früheren Umwallung der Stadt Namslau. Sie war der Sitz des kaiserlichen Burghauptmanns. Die Burg erscheint erstmalig 1312 in den Urkunden. Die Erbauung der heutigen Burg fällt in die Jahre seit 1360, als im Zuge der Stadtbefestigungen auf Anordnung Karls IV. das bis dahin aus Holz erbaute Schloß durch einen massiven Neubau ersetzt wurde. Im Laufe der Jahrhunderte entstand dann bis etwa zum Jahre 1771 nach und nach der uns bis heute erhaltene Bau. Das Burglehen blieb in den Händen des Breslauer Rates, bis es 1703 durch Kauf an den Deutschen Ritterorden überging. Einschneidende Umgestaltungen brachte das Jahr 1895, als die Brauerei Hafelbach das Schloß erwarb. Heute sind nun dank der Bemühungen des derzeitigen Besitzers, Herrn Albrecht Hafelbach, großzügige Restaurierungsarbeiten in den Innenräumen der Burg vorgenommen worden, und man ist bemüht, der Burg das ursprüngliche Gesicht wiederzugeben. Unsere Bilder zeigen, wie weit diese Bemühungen schon jetzt von Erfolg gekrönt sind.



Burg Namslau



ORHALLE



RENAISSANCE-TÜR

Die Angaben und den Grundriß entnehmen wir dem in Kürze erscheinenden Werk: Bau- und Kunstdenkmäler Schlesiens (Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Namolau)

3 Aufnahm.: Marianne Kirchner



GEORG NERLICH: ALTSTADT BRESLAU (1936)

Aufn.: Damerau

GEORG NERLICH

VON BERNHARD STEPHAN

Es verlockt, angesichts der Breslau-Bilder von Georg Nerlich, nach den Möglichkeiten des Stadtbildes überhaupt zu fragen. Georg Nerlich ist der Maler Breslaus. Fast ausschließlich gilt seine Aufmerksamkeit der Erscheinung dieser Stadt oder besser ihrer Deutung. Seine Bilder stellen das Stadtgefüge heraus, ihren Aufbau, ihre Landschaft. Gewiß hat Adelbert Woelfl, der Zeitgenosse Adolf Menzels und des Malers des schlesischen Waldes Adolf Dreßler, das Landschaftliche der Stadt empfunden. Sein Bild mit dem Blick auf Dom und Sandinsel ist dafür bereisend.

Aber da ist doch noch dies: die Landschaft, die Breslau einengt oder in die die Stadt hinauswächst, die Landschaft, die in die Stadt eindringt, der Strom, der in und mit der Stadt so umgeht, als hätte er das Recht, mit den Ufern der Siedlung Breslau ungestört durch die Jahrhunderte sein Wesen zu treiben.

Dann aber ist Breslau Landschaft, weil es aus dem Stoff des Bodens, auf dem es steht, getürmt erscheint, mit ihm alternd, mit ihm sich erneuernd.

Der geschichtliche Begriff Breslaus ist von Georg Nerlich nicht romantisch erfaßt im Blick auf altersgraues Gemäuer, auf Merkwürdigkeiten. Auch nicht erzählend von dem Leben und Treiben der Menschen, von den Hantierungen in kleinen winkligen Gassen, vom Markt- und Straßenverkehr der volkreichen Stadt. So, als sei sie wie ausgestorben, als seien keine Menschen in ihr, schildert Georg Nerlich die Stadt. Aber der Menschen Wirken ist überall spürbar, ja, man hat das Gefühl, als atme man mit in ihrem Lebensraum. Auch in dem Raum ihrer Geschichte, die aber gegenwärtig ist in Weiterbau, Eingriff, auch Zerstörung.

Das malerische Auge des Künstlers sieht über nichts hinweg, verschönt nichts. Nicht die neugotische Kirche der Nikolai-vorstadt, nicht die Brandgiebel und leeren Wände, da, wo die Straßenzüge plötzlich abbrechen. Aber auch das gewinnt Leben in der Geschichte der Stadt, als zu ihrem Schicksal gehörig. Und darüber, über Massen und Gipfel der Häuser, Brücken, Uferböschungen, ragen die geschichtlichen und ewigen Zeugen des wachen Willens dieser Stadt: die Türme!

Breslaus Turmreichtum ist noch nie so in Bilder hineingeklungen. Wuchtig wie ein Pfahl steht der Turm von St. Elisabeth. Die schlanken Spitzen der Türme des Domes, der Kreuzkirche, der Lutherkirche streben empor und treten zu Gruppen zusammen. Denn der Blick schweift türmefuchend über die Stadt und gewinnt in ihnen immer neuen Halt. Wie Masten großer Schiffe, ins Oderland geschwennt, heben sie sich mit dem Massiv ihrer Kirchen übermenschlich über die vielen kleinen und großen stummen Zeugen menschlicher Arbeit und Siedlung, die doch auch hier Anker warfen.

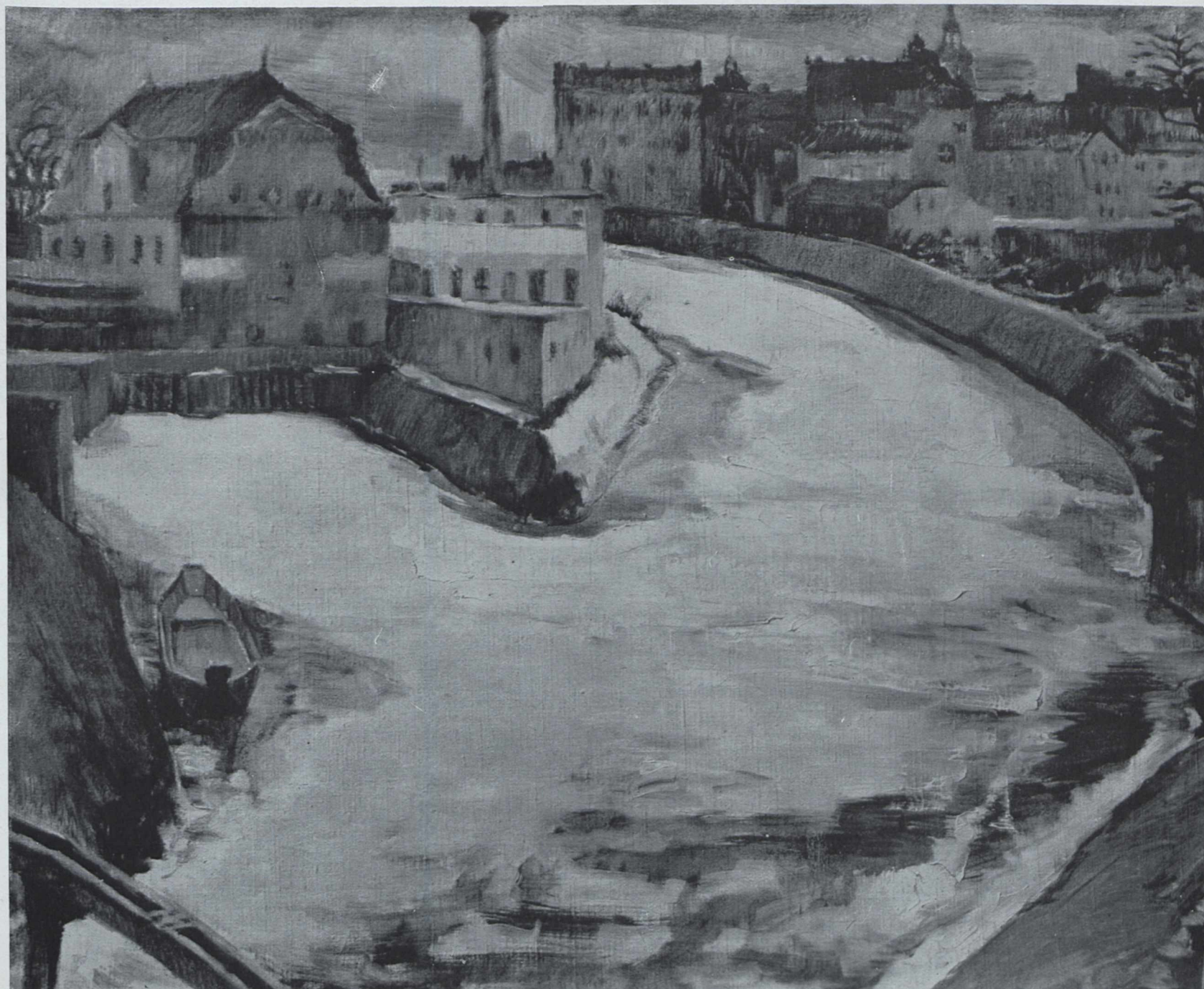
Überall aber ist der Strom. Mühlen und Schornsteine, das Wasserwerk, Sandufer und Bühnen, begleiten ihn, der schwer auf die Stadt zufließt oder ihr in Windungen sich eingräbt. Brücken schwingen über den Strom, als wären sie darüber gewachsen, wie alles in diesen Bildern gewachsen ist, geworden, in Stille und Größe der Zukunft sich überantwortend.

Breslau ist die gotische Stadt: das Rathaus, die Magdalentürme, der Turm von St. Maria auf dem Sande. Ihre Bekrönungen aber sind Häupter anderen Geistes und doch voll

Schlus Seite 186

Aufn.: Damerau

GEORG NERLICH: BRESLAUER MÜHLEN IM WINTER (1926)



Mittebringe

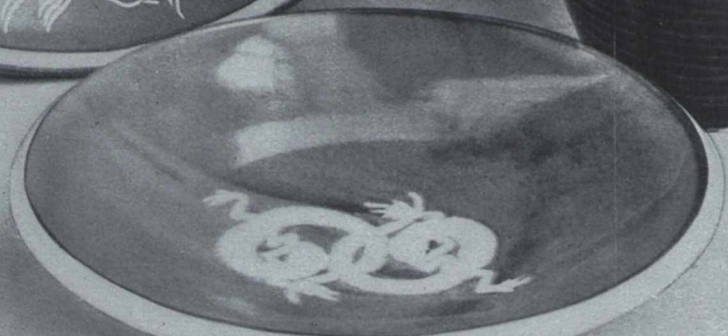
ist ein schönes schlesisches Wort und »mittebringen« ein eben so schöner Brauch. So alt wie das Reisen selbst ist wohl das »Einkauf« auf einer Reise, um dann die daheimgebliebenen Angehörigen mit allerlei schönen Dingen zu überraschen. – Doch sind es immer schöne Dinge, die man von einer Reise mitbringt? Es gibt wohl kaum ein Gebiet, auf dem der Kitsch üppigere und zugleich scheußlichere Blüten getrieben hat, als der der »Reiseandenkenherstellung«. Auch heute kann man hier häufig noch die schlimmsten Dinge beobachten, und es wird allerhöchste Zeit, daß sich die Fremdenverkehrsträger mit dem nötigen Nachdruck um die Beseitigung dieser Mißstände bemühen. So wurde z. B. anlässlich einer Informationsreise des Führers im Westen von der rührigen »Andenkenindustrie« u. a. eine Miniaturfigur des Führers mit verstellbarem rechten »Gruß-Arm« angeboten. Auch Wandteller



ROKOKOPUPPE

BUNZLAUER
BRAUNZEUG

Aufn.: Margot Leinkauf





Aufn.: Margot Leinkauf

SCHLESISCHE FADENGLÄSER

kann man häufig sehen mit Aufschriften wie »Ohne Wurf und ohne Speck hat das Leben keinen Zweck« oder »Hab' Sonne im Herzen, 'ne Zwiebel im Bauch, dann kannst Du gut scherzen und Luft hast Du auch«. Dann sollen auch nicht die vielen schönen Blumenvasen und Aschenbecher mit dem »sinnigen Gruß aus Bad X=dorf« und die »kitzlichen« Inschriften auf Tassen und Tellern vergessen werden, die dann traut vereint mit Heiligenbildern und Rosenkränzen, Kruzifixen und ähnlichem dem Reisenden zum Kauf angeboten werden.

Auch in Schlessien ist leider der Kitsch noch nicht endgültig verschwunden, obwohl wir gerade bei uns durch ein gutes bodenständiges Kunsthandwerk wirklich in der Lage sind, wertvolle Reiseandenken auf den Markt zu bringen - wie ja die Versuche, die anlässlich des Deutschen Turn- und Sportfestes gemacht wurden, bewiesen haben. Bunzlauer Ton, unser schlesisches Glas und die Handfertigkeit unserer Holzschneider können für jeden Geschmack und für jeden Geldbeutel wirklich wertvolle und schöne Andenken erzeugen. Die beigegeführten Fotos beweisen diese Behauptung wohl zur Genüge. - Sache des Käufers aber freilich ist es, auch wirklich einen schönen und geschmackvollen Gegenstand zu erwerben, der auch dann noch, wenn längst der Urlaub vorbei und vergessen ist, von dem schönen Erleben der Ferien erzählt.

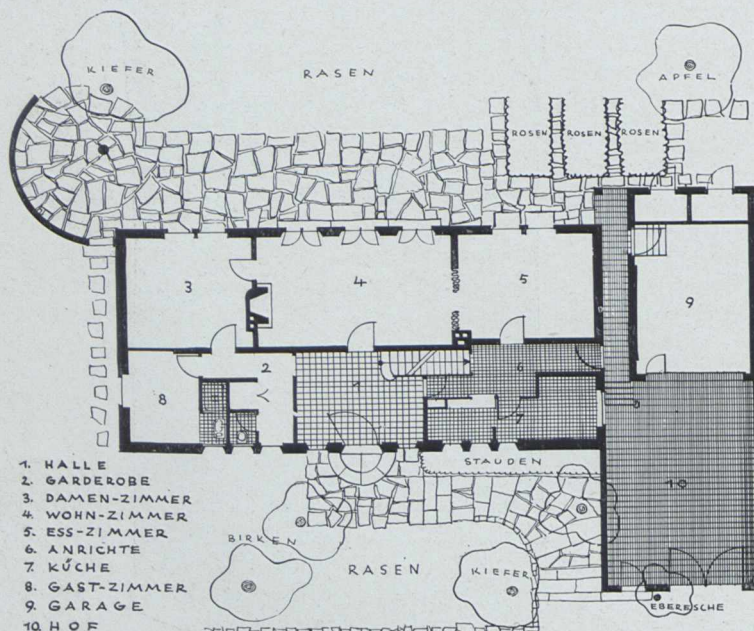
HUMPEN MIT EMAILMALEREI AUS DER PREUSSLER-SCHEN GLASHÜTTE IN SCHREIBERHAU · 1727





EIN SCHLESISCHES LANDHAUS

IN DER REICHSHAUPTSTADT



Heimatliebe und engste Verbundenheit mit der Kultur Schlesiens gaben die Richtlinien für dieses Haus, für die Arbeit der Architekten G. M. Kronenbitter und H. M. Hübner-Schreiberhau.

Schlesisch ist seine Form und selbstverständlich, aber auch selbstbewußt steht es in der Landschaft, unter alten Kiefern und hellen Birken, in einer Landschaft, die der schlesischen sehr verwandt ist. Die Eingangsfront ist nur durch eine Grünfläche von der Straße getrennt, durch die über Stufen und Platten aus schlesischem Sandstein der Zugang zum Haus führt. Rechts vom Zugang liegt ein kleiner, gepflasterter Hof und dahinter die Garage. Das Holz der Tore ist samtbraun gebrannt und steht in einem schönen Kontrast zu den hellen Putzflächen. Links vom Haus schwingt um den Ostgiebel ein leichter Zaun um einen schlichten Heidergarten

STRASSENANSICHT
WOHNECKE
TERRASSE

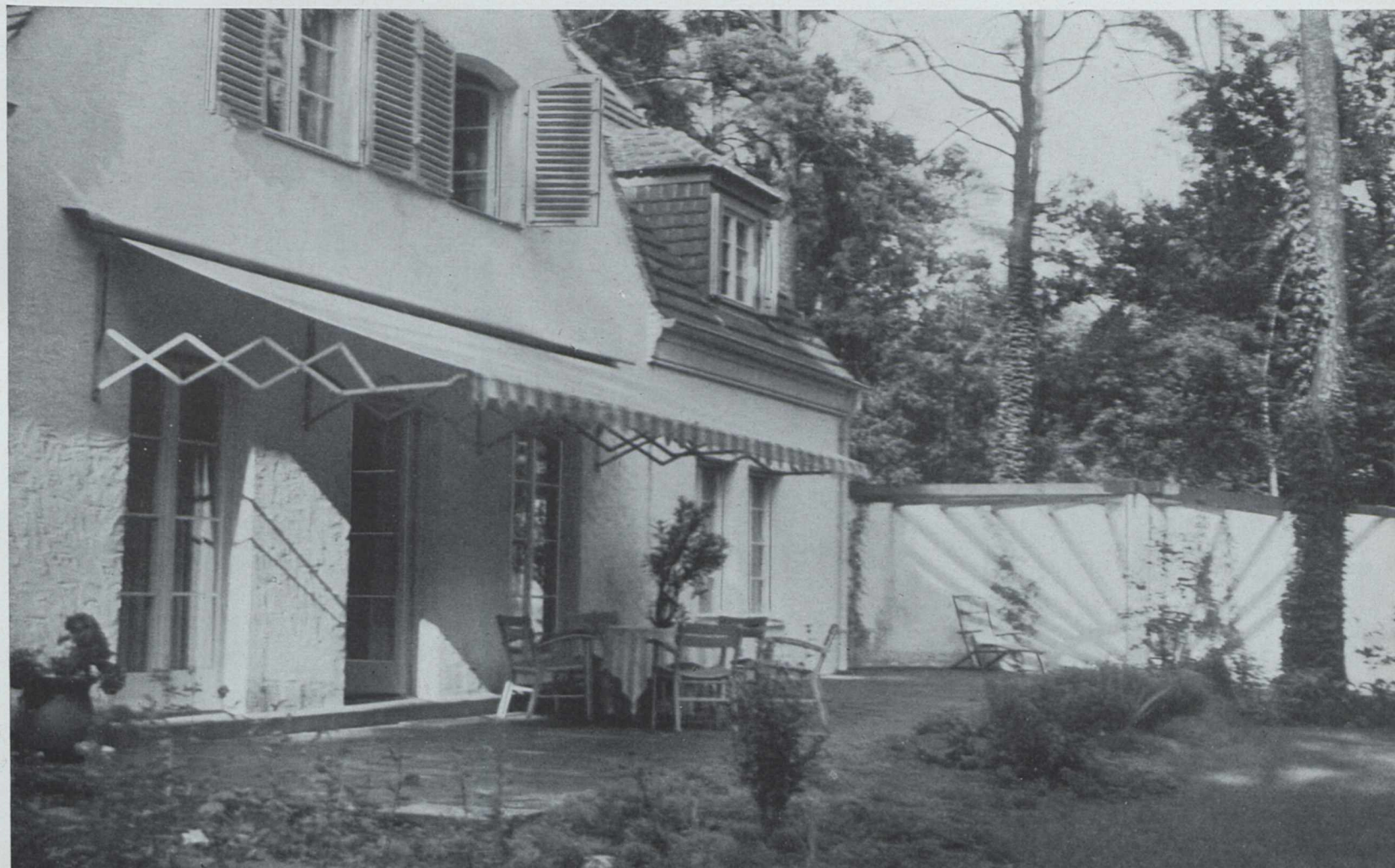
3. Aufl.: Hübner

und stößt an einer Mauer, die den Wohngarten nach der Hauptstraße abschließt und Wind und Straßenlärm abschirmt. Im Erdgeschoß liegen nordseitig die Halle, Garderobe und die Wirtschaftsräume, nach Osten das Gästezimmer und nach Süden die Wohnräume und das Esszimmer. Das große, in der Mitte liegende Wohnzimmer öffnet sich durch drei breite Türen zur Terrasse, die von einer breitausladenden Markise überdeckt wird und in einen Sitzplatz endet. Der Terrasse vorgelagert ist der Wohngarten, an den ein alter Park grenzt. Im Obergeschoß liegen rings um die Diele die Schlafräume der Familie und der Angestellten.

Für die schlichte aber gediegene und behagliche Ausstattung des Hauses schuf H. M. Hübner formschöne Möbel aus edlen Hölzern, die in reizvollem Wechsel und schöner Harmonie mit alten, wertvollen Einzelmöbeln vor hellen Putzflächen stehen. Mit buntbedrucktem Leinen oder handgewebter Wolle bezogene Polstermöbel und leichtgetönte, einfarbige Vorhänge geben dem Haus auch innen den Charakter und die Frische eines Landhauses.

Zur Verwendung kamen fast ausschließlich schlesisches Material, schlesische Erzeugnisse und Arbeiten schlesischer Werkstätten und Handwerker.

So ist dies Haus in mehrfacher Hinsicht ein schlesisches: In feiner Form, durch das Material und nicht zuletzt durch die Atmosphäre stiller, heiterer Zufriedenheit, die es umgibt.





STROM UNSERES SCHICKSALS

V O N S T E F A N S T U R M

Liebe Freunde aus dem Reich, ihr sagtet: Man wisse so gut wie nichts von unserer Oder, und ich möge euch doch einmal von ihr erzählen. Durch eure Worte klang ein leiser Vorwurf und auch etwas des Sinnes: Nun ja, es wird wohl nichts Besonderes damit sein...

Da denke ich an jenen Sommerabend, ich war aus der Reichshauptstadt zurückgekehrt und stand auf einer Brücke über dem schlesischen Strom. Es hatte in den Tagen zuvor viel Regen gegeben, das Strombett war randvoll gefüllt. Unruhig, in breiter Flut, zog das Wasser davon. Schleppzüge keuchten stromauf, Kähne glitten hinab. Unterhalb der Brücke richteten sie den Mast auf und setzten das große, braune Segel; dann trieben sie im Ostwind geruhig dahin. Der Strom wanderte in den Nordwesten hinein. Dort stand, schon tief, die abendliche Sonne und zerbrach auf dem Wasser in lauter Goldscherben. Davon kam ein so überschwingliches Gleisen über den Strom, er glich einer golden flammenden Bahn, daß ich mich abwenden mußte und stromaufwärts schaute. Hier war alles schon still geworden, das Wasser schien nur noch in milder Bewegung; in der Ferne dämmerte der Abend über den Eichwäldern herauf in einem wallenden Blau. Die Schleppzüge mit ihren Rauchfahnen wanderten in das Dämmer hinein, wurden schattenhaft und verschwanden hinter den Ufern. Man sah eine Weile noch die Rauchfahne, bis das Dämmer sie verwischte. Ich stand an diesem Abend lange und horchte und träumte; von den Brückenpfeilern klang das Rauschen des Wassers klar und hell zu mir herauf, von den Kähnen und Schleppzügen schollen die Rufe der Schiffer herüber, die Dampferdrauben quirlten, Sirenen stießen kurze Warnungsrufe aus - einige Zeit später hörte ich ein dreimaliges Sirenenignal, nicht sehr weit oben hatte ein Schleppzug sich zum Ankern fertiggemacht; klirrend gingen nun die Anker hinunter, und bald darauf lagen die Kähne in der Dämmerung wie ein Zug dunkler, schlafender Rieflentiere.

Ich stand immer noch, als ich mich jetzt umwandte, war die Sonne verfunken, ein lichtgelber und weiter nach oben apfelgrüner Himmel spannte sich über dem Strom. Es war nun still und einsam geworden, nur das Wasser floß und floß mit hellem Rauschen; eine junge Kraft war darin, die nicht ermüdete, die Tag und Nacht vom Osten nach dem Westen wanderte unter einem ewigen Befehl des Schicksals. Aus dem Rauschen des Wassers aber stiegen nun Bilder auf, Bild um Bild kam und wanderte vorbei. Aus der östlichen Dämmerung tauchte ein Meer von Schloten und von Fördertürmen am Horizont herauf, qualmend, lohend und wabernnd stand es endlich über dem Strom, ehern und zum Bersten voll von Kraft und Glut. Ich sah, wie die Schleppzüge in langen Reihen hinkeuchten und verschlungen wurden und wieder ausgespien,

und ich hörte über allem den dumpfen, stampfenden Pulsschlag der Werke, dröhnend und gellend, ich spürte, wie ein großer, heißer Atem mir entgegenschlug, ruß- und rauchvermischt - wie all dies eins war in einem ungeheuerlichen, harten Leben der Arbeit. Dann war es, als trüge der Strom mich fachte von diesem Bild fort, Oberschlesiens Industriegebiet versank langsam in der östlichen Dämmerung, uralte, geheimnisvoll dunkelnde Eichwälder standen um den Strom, in einer so tiefen, götternahen Lautlosigkeit, daß ich erschauerte. Am blaffen Horizont zogen fruchtbare Wiesen und Ackerbreiten dahin, unaufhörlich kamen neue und begleiteten den Strom hinter dem Saum der Wälder. Nachtverfunkene Städte und Dörfer spiegelten sich in der rastlos treibenden Wasserfläche. Weit hinten, im Südosten - gleich einem verdämmernden Nachtgewölk - wandern die Gebirge der Sudeten mit dem Strome mit. Ich erlebte das alles in einer immer tieferen Seligkeit. Wie geborgen das Land zu beiden Seiten dieses jungen, starken Stromes liegt! dachte ich. Wie alles in ihn mündet und in ihm zusammenfließt und von ihm weitergetragen wird! Mitten durch das Land fließt der Strom - ja, meine lieben Freunde, welcher Strom ist so der Nerv und das Rückgrat seines Landes wie unsere Oder? Seht, darum lieben wir sie so sehr. Aus dem südöstlichsten Zipfel kommt sie, jung und stark durchwandert sie unser Land und reißt es mit all seinen Flüssen und Bächen, mit seinen Wäldern und Gebirgen, Äckern und Weiden gleichsam an sich, damit alles sich zusammenschließe und ein Einziges werde. Und nach allen Bildern, die an jenem Sommerabend mit dem Strom an mir vorüberzogen, tauchte endlich noch ein letztes vor mir auf: Wie ich nun glücklich unseren Strom in seiner heimlichen Wanderung weiterverfolgte, nach Westen hin, wo der Himmel noch immer ein leises Licht hatte, erkannte ich plötzlich verwundert, daß er ja geradeswegs auf die Hauptstadt des Reiches zuströme, ich glaubte Berlins Häusermeer weit hinten in der schwachen Helligkeit über dem Strom aufsteigen zu sehen - und unser Strom umschlang das Herz des Reiches mit seiner jungen, starken Flut und brachte ihm alle Kraft, die er auf seinem Weg durch unser Land gesammelt hatte, allen Reichtum der Erde und der Arbeit, und auch seine verborgene Schönheit, seine Liebe und seine Sehnsucht trug er dem Herzen des Reiches zu.

Seht, meine Freunde, dies ist die Oder: Sie bindet das östliche Grenzland fest an das Herz des Reiches! Sie ist der Nervenstrang, der das tausendfältige Leben, das sich verborgen an den Flüssen und Gewässern unseres Landes tut, zusammenschließt und dem großen, strömenden Leben des Reiches einverleibt. Dieser Strom, meine Freunde, hat in leidverdunkelten Zeiten viele Sehnsucht aus unserem umkämpften Land nach dem Reich hingetragen, viel stumme Sehnsucht, die an seinen Bächen und Flüssen, an seinen blutenden Grenzen wach wurde

in heißen Herzen; niemand hat sie gehört. Aber die reichen Schätze, die unfer Strom euch aus unserer Kraft und unserer Arbeit zutrug, euch allen im Reich, ihr habt sie ein wenig verwundert entgegengenommen »von einem Land, das arm ist und abseits im Osten liegt...« Vielleicht aber hört ihr nun aus dem Rauschen unseres Stroms, wie nah wir dem Herzen des Reiches doch sind, und wie unlöslich verbunden mit den Herzkammern, die der Strom unseres Lebens speist. Und wie reich wir sind in unserem Schicksal, das uns den Namen Deutschland glühender von den Lippen kommen läßt. Wundert es euch, daß dieses Schicksal von so vielen ungekannt ist – nicht anders als der Strom unseres Landes, der auch der Strom unseres Schicksals ist? Es wundert mich nicht. Noch immer waren die Torhüter des Reiches die Einsamen, die keiner kennt. Wo Gefahr ist, fucht man keine Schönheit. Und jetzt, da ich euch Bild um Bild die verborgene Schönheit unseres Stromes erleben lasse, das Waldesdunkel seiner Ufer, die traumverspinnenen Schlösser und Abteien, die Verwünschtheit seiner Städtchen und Dörfchen, die bunten Frachten seiner Kähne und sein immerwährendes helles Ziehen vom nebelumwölkten Morgen in den bestirnten Abend – wenn ich euch all dies zeige und erzähle, so schüttelt ihr den Kopf: Und wir wußten es nicht! Niemand im Reich weiß davon! Keiner fucht diese Schönheit auf! – Meine Freunde, sollen wir das beklagen? Ich will euch nur verraten, daß ich mich insoheim freue über die Verborgenheit unseres Stroms, und daß seine Schönheit noch nicht abgegriffen ist – daß sie noch jung und frisch, noch unberührt ist, daß nur selten eines Fremden Fuß sein Wälderdunkel betritt, und daß es noch nicht dahin gekommen ist, daß man wie Heuschrecken über seine Schönheit herfällt und sie entheiligt mit lautem Wesen und ehrfurchtsloser Gier. Die Stille, die über seinem Wasser ist und die durch die Riefenkronen der uralten Eichen weht, leidet das nicht. Wer unsern Strom kennenlernen will, muß wieder scheu geworden sein. Er muß in sich selbst genug Stille mitbringen, um dem Strome begegnen zu können. Dann aber wird leise alles aus der Verborgenheit steigen und zu ihm kommen, daß ihm das Herz schwer wird ...

Schwer von der vollen, gefättigten Schönheit dieses Stromlandes ...

Dann wird er den Menschen des Stromes begegnen, den wortkargen Schiffern, denen der schwere, heiße Sommer das Lächeln aus den Gesichtern fortgebrannt hat – wunderbar klingt aber das helle Lachen eines Kindes vom Kahn herüber, ein kleines Mädchen im kurzen flatternden Röckchen klettert über die schwarze Kohle und erscheint dir wie eine lichte Blüte über dem dunklen, schwerfälligen Kahn, der das

Leben trägt. Denn die Härte des Arbeitstages und die Verlorenheit des Traumes wohnen hier am Strom, wie überall in unserem Land, geschwisterlich eng beieinander. Ihr lächelt vielleicht, wenn ich euch von Schlesiens Traum und Schlesiens Arbeit so in einem Atem erzähle, aber beides, liebe Freunde, ist doch nur eins: Immer blüht unser Traum und wächst unserer Hände Werk zugleich aus dem dunklen Schoß unserer fruchtbaren Erde.

Und doch soll ich euch ein wenig von dem Wesen unseres Stromes, unseres Landes und unseres Schicksals wissen lassen in einem Bild, das euch in der Erinnerung haften bleibt, so denke ich an jenen anderen Sommerabend, da ich auf einem kohlegefüllten Kahn die Oder hinabtrieb. Um mich roch es nach Kohle, nach Holz und nach Teer, hinter mir stand der Schiffer an der Ruderpinne, unbeweglich, die harten Augen sichernd über dem Strom. Was tausend Arme mühsam aus der Tiefe der Erde gebrochen hatten, das fuhr er in seinem Kahn nun dem Reiche zu. Mit einem harten Rauschen glitt der Kahn durch das Wasser. Die Ufer aber, die Grasdämme und die vollen Laubkronen des Eichwaldes, waren vom abendlichen Licht bunt und schön beleuchtet, und über dem Wasser lag stromabwärts ein schimmerndes Licht, das Strom und Ufer und Himmel ineinander verspielte. Alles nahm ich gleich deutlich wahr, den strengen Geruch von Kohle und Teer, und den unirdisch schönen Abend.

Einmal aber trieb unser Kahn an einer kleinen Bucht vorbei, wo alte Weiden ihr Schleiergezweig tief in das Wasser hinhängen ließen; in dieser Bucht lag ein kleiner Kahn – ganz einsam und verloren lag er da –, ein Mädchen saß darin und schrieb an einem Brief. Es war wohl ein Liebesbrief, den sie da schrieb; denn sie war so versunken darin, daß sie unseren Kahn erst bemerkte, als wir dicht an ihr vorüberglitten. Da sah sie plötzlich auf mit großen, traumerfüllten Augen und lächelte uns an.

Sie lächelte uns an, kein Erschrecken ging über ihr Gesicht, und das große, dunkle Tier trieb vorbei und verschattete einen Augenblick lang die kleine Bucht.

Als ich dann zurückfah, saß sie schon wieder über ihren Brief gebeugt und schrieb.

Und als wir schon fern waren, so daß ich kaum noch die helle Gestalt erkennen konnte, sah ich, wie sich plötzlich eine Hand erhob und etwas Weißes in den Strom hinausflattern ließ ... Seht, liebe Freunde, so ist es mit uns und unserem Strom: Wir haben ihm wohl all unsere Liebe und Sehnsucht anvertraut, und er ist uns wie eine Mutter – aber seinen Preis haben wir zu singen vergessen.



An der Oder
prunken nicht stolz Gefänge,
still ziehen die Kähne die Spur
in den Abend hin.

An der Oder
schlummern noch all die Klänge,
die Sterne verkünden sie nur
und der Mond Rubin.

Wo die Schatten
wachsen und alles verdüstern
und graueuchter Nebel dem Grund
der Wiesen entsteigt,
dann hört man
die Weiden im Abendwind flüstern
und ein Wort aus geliebtem Mund
beglückt uns vielleicht.

Viele Ströme
locken uns fort, und wir ahnen,
die Erde ist überall schön –
und doch jener Ton
»An der Oder«
ruft uns wie mütterlich Mahnen
und läutet wie Glockengetön
zur Heimkehr dem Sohn.

Hans Niekrawietz.

DIE BEIDEN SCHWESTERN

V O N E L L E N A Y

Elle Nay, die Verfasserin unserer Erzählung »Die beiden Schwestern«, ist in einem kleinen schlesischen Gebirgsdorf geboren. Heute ist die 28jährige Schriftstellerin, die sich mit ihrer schlesischen Heimat eng verbunden fühlt, in Berlin als Lehrerin tätig.

Die Laterne tanzt.

Man hat sie an einem Draht quer über die Straße gespannt. Die Laterne schneidet sich eine kreisrunde Scheibe in den schimmernden Asphalt und bestreicht sie mit einer dünnen, mattgelben Flüssigkeit, an deren Rande die Dämmerung wächst. Dann wölbt sie eigenwillig den Kreis nach einer Seite aus, so daß die Zweige einer jungen Buche, das schmiedeeiserne Gitter des Gartens und der Mund eines Briefkastens am steinernen Pfeiler erschreckt hineintaumeln in die Blendung. Aber schon im nächsten Augenblick entläßt sie sie und greift gegenüber nach den gemusterten Steinen des Bürgersteiges. Immer aber springt der schwankende Kreis über die Straße, zwischen den Händen der Dämmerungen auf und ab, auf und ab.

Der Wind singt.

Die Laterne tanzt.

In dem kleinen Haus im Garten, hinter der jungen Buche und weit hinter dem Gitter ist ein Fenster erleuchtet. Dort steht Mary vor dem Spiegel und kämmt sich nachdenklich das Haar aus der Stirn, strafft es zu beiden Seiten und zieht endlich behutlos einen sehr geraden Scheitel. Sie beginnt damit über der Nasenwurzel, macht einen kühnen Strich durch die Luft und landet mit Sicherheit genau in der Mitte der Stirn. Nun nimmt sie die Bürste, und es ist, als überziehe sie ihr Haar mit einem goldschimmernden, im Grunde jedoch dunklen Tuche. Sie steht einen Augenblick ganz unbeweglich und mißt ihr Gegenüber, dann greift sie nach einem mattblauen Seidentuch, legt es einfach um die Schultern und wickelt die Arme und den Leib darein. Es steht nun eine Frau da, sehr schlank und weich und einfach, eine Frau mit dem Gesicht einer Madonna und vielleicht ein wenig zu erwartungsvollen Augen.

Die Frau streckt den Arm aus. Das Tuch gleitet an ihr entlang, als sei es ein Stück ihrer Bewegung, ehe es sich zu neuer Ver-schwendung schließt.

»Schön!« sagt Mary.

Aber dann hat sie im nächsten Augenblick den Kamm in der Hand: ein Strich, und das Gesicht der Madonna ist zu dem eines Gassenjungen geworden, einem spitzbübischen, hecken, unendlich beweglichen Gesicht, das blaue Tuch liegt am Boden, ein schmales rotweißkariertes Wams kommt zum Vorschein, und Mary beginnt mit den Fingern zu schnalzen, nur so, wie Gassenjungen eben tun. -

»Was mache ich nun?« denkt Mary. »Hierin werden sie nett zu mir sein, und ich kann tausend Streiche tun. Aber das andere ist schöner.« Sie zählt an den Knöpfen: »Ja, nein, ja?« Was war das andere überhaupt? Es war doch auch eine Rolle, aber was für eine? Einfach und schön und weiblich. - »Soll ich,« denkt Mary, »und bloß den Scheitel und das blaue Tuch?« Aber der Gassenjunge siegt.

Marys rotgewürfeltes Wams ist überall und nirgends. Als ein kleiner unglaublich frecher Kobold geistert sie durch das verwandelte Haus der Freundin, ein verwehtes anmutiges Etwas zwischen vielen zu gut durchdachten, zu kostümierten Kostümen. Sie trinkt den Becher der Verzauberung in einfachen Zügen leer. Es bleibt kein Rest, schal und traurig, für das Erwachen bereit. Mary spielt ihre Rolle wie eine ganz große Künstlerin. Wer hinter der Rolle das Mädchen Mary greifen will, greift Luft. Es gibt keine Mary, es gibt nur noch den kleinen Lausjungen, der tapfer beißen und krahen kann und der auf winziger Flöte Liedchen spielt, ganz allein auf einer Treppenstufe wie auf ferner Insel, einer Flöte, die irgendwo hervorrollte, als man den gelben Vorhang ein wenig lüftete, und die Beates kleiner Tochter gehören mag.

Von unten dringen Lachen und Musik und das Auf und Ab der Stimmen, aber es kommt nur wie ein Wind zu der kleinen Landschaft auf der Treppe.

Das ist Jan, der Architekt, der das sagt.

Er hat es schon lange gesehen, und die Töne der Flöte haben ihm die Haut geritzt wie feine spitze Steine. Aber dann hat er es sagen müssen und zerstören, der Wunderfichtige, und hat Mary herunterholen müssen aus ihrem Versteck. Und der kleine Junge Mary hat fein hilfloses und echtestes Gesicht gemacht, als Jan fragt, bei wem er denn Hütejunge sei und welche Berge ihn die Stille gelehrt und das Flötenspiel. Mary weiß lange zu erzählen, und Jan weiß lange zuzuhören. Er sagt: »Wer näht dir denn die Knöpfe an, kleiner Hirtenjunge?«

»Meine große Schwester.«

»Was macht denn die?«

»Ooooooh - - - -.«

»Willst du es mir nicht sagen?«

»Ach, die ist zu Hause und näht und kocht und ist klug und trägt immer blaue Kleider.« Der Junge Mary strahlt. »Fast wäre meine Schwester mitgekommen«, phantasiert sie, »aber dann hatten wir beide zusammen nur ein Paar Schuhe, und da ging es nicht.«

»Warum hat sie denn keine Schuhe?«

»Weil sie bleibend ist.«

»Und du hast Schuhe!«

»Ja, ich wandere.«

»Da seid ihr aber merkwürdige Geschwister! Ist sie denn schön?«

»Es ist ja meine Zwillingeschwester. Sie sieht genau so aus wie ich, nur eben den Scheitel in der Mitte.«

»Also doch schön.«

»Vielleicht.«

Sie tanzen zusammen, einen Tanz lang und noch einen. Sie reihen ihre Tänze und Gespräche, ihr Lachen und ihr Schweigen aneinander wie bunte Kugeln an eine Kinderkette. Und sie tragen diese Kette behutsam durch den steigenden Wirbel des Abends in heimlicher Angst, daß die Schnur reißen könne, die soviel Wunder trägt, und in wachsender Beglückung, weil sie hält.

Jan hat Mary um 5 Uhr abgeholt. Sie war schon unten am Gartentor, als sein kleines weißes Auto anhielt. Sie sind in die Stadt gefahren. Sie haben einen Kaffee getrunken in einer jener gedämpften Kaffeestuben, die die jäh auffringende Wachheit fast schmerzhaft steigern. Später haben sie Schau- fenster angefehen. Sehr ausführlich. Jan hat die Besprechung mit einem seiner Bauherrn auf morgen verlegt. Er steht neben Mary und hört ihren Betrachtungen zu: »Dies Kleid ist un- geschickt. - Hierzu gehört Holz, nicht Glas. - Ach, sehen Sie, dies Tuch wirkt wie am Halbe eines Fuhrmanns, der mit der Peitsche knallt!«

Jan hört entzückt ihre Bemerkungen über die Menschen der Straße. Er sieht sie mit dem Zeitungsmann verhandeln, bei dem sie eine Illustrierte kauft. Der Mann strahlt. Sie wendet sich zu Jan zurück mit dem Gleichmut eines jungen Tieres. Vor Büchern stehen sie lange.

»Hineingehen?«

Er folgt auch hier ihrer Weisung.

Dann stehen sie in dem bucherfüllten Raum, nehmen wahllos Bücher in die Hand und finden Freunde. - Mary blättert in einem Buch von Giono. Jan sieht sie versinken. Es ist, als ginge sie fort, in das Land des Buches hinein. Ihr Gesicht wird ganz weit. Er tritt neben sie. Er liest: »Jedesmal zerkrampft sich mir das Herz bei dem Gedanken an all das, was ich verliere, indem ich so am Straßenrande hocken bleibe.« Und: »Vielleicht, daß ihr in der Verwirrung die Klarheit des Herzens wiederfindet.«

»Weil wir so gefangen sind«, sagt Mary.

»Wie so gefangen?«

»Ach Jan . . . - sie legt ihm die Hand auf den Arm - »in alles, in unsere Träume, in unser Sosein, in uns selbst. Wir können nicht fort, wir fahren und fahren und erfahren doch nichts. Wie Steine sind wir. Gott weiß, wie sehr wir Steine sind.«

»Gehen«, sagt sie gleich danach.

Und sie lachen schon wieder und nehmen die Dämmerung und die Zweige der Bäume, den schimmernden Asphalt, die Wärme ihrer leisen Berührungen hin, geduldig und wie große Kinder. Es erscheint Jan, der nun Mary öfter abholt, wie ein Geschenk, eine Erhöhung seiner selbst, ihren kleinen Geschichten zuzu- hören, wenn sie so im Auto neben ihm sitzt, wenn sie seine Häuser unter allen anderen herausfindet: »Halt, Jan, dies hier haben Sie bestimmt gebaut«, - wenn sie zusammen tanzen. Es ist auf eine ganz neue Weise erregend und schön, mit Mary zu tanzen. Sie ist doch gar nicht schön im landläufigen Sinne. Sie hat nur eben etwas, was die anderen den Blick nach ihr wenden läßt - diese unglaubliche Sicherheit der Bewegungen, ihre Lebendigkeit, das Warme ihrer Stimme und dann diese Einfälle, diese Capriolen: »Diese Musik ist wie ein Kahn, der festgemacht ist, und der Wind weht. - Das ist wie Bahnsteig am Morgen, und es regnet.«

Sie findet immer etwas anderes, es kommt aus ihr heraus- gesprudelt, dabei lacht sie und tanzt, tanzt, - nie hat er

gewußt, daß Tanzen so leicht, so schwebend sein könne, so lehr: »Sonne auf Buchenwald im Juni«, wie Mary eben fest- gestellt hat.

Noch nie hat Mary Jan zu sich eingeladen. Er weiß, daß ihre Eltern gestorben sind, daß sie Buchhändlerin werden will, »oder so etwas Ähnliches«, daß sie mehr aus Neigung als aus Zwang Kunstgeschichte studiert und das kleine Haus mit ihrer Zwillingeschwester und irgendeinem »humorlosen und bär- tigen Ehepaar« teilt, das den oberen Stock bewohnt und, wie Mary sich ausdrückt, ein graues unsichtbares Mäusedasein führt. »Man sieht sie nie«, sagt sie, »höchstens, wenn sie uns die Miete bringen, aber irgendwo knabbern sie doch an den Tapeten.«

»Früher war dort oben mein Kinderzimmer«, erklärt sie, »und ich sah vom Bett aus direkt in den Wipfel der Kiefer. Und wenn meine Eltern weg waren - und sie waren schrecklich oft weg - dann langte die Kiefer mit ihren guten, klebrigen Armen zu mir herein und erzählte mir Geschichten. Sie roch so gut, und durch sie hindurch konnte man die Wolken und den Mond sehen. Manchmal wohnten auch kleine Vögel in ihren Zweigen, die piepten ganz leise, ich glaube im Schlaf. Aber das klang traurig, manchmal habe ich auch geweint.« »Ich möchte Sie einmal besuchen«, sagt Jan, »die Stadt ist laut und voller Wandlungen. Ich möchte Sie einmal in Ihrem eigenen Raum sehen. Und ich möchte auch Ihre Zwillingeschwester kennenlernen, von der Sie mir soviel erzählt haben!«

Mary macht eins ihrer rätselhaftesten Gesichter. »Ja«, sagt sie endlich, »kommen Sie doch am Freitag. Ich habe zwar Seminar bis um acht, aber Sie können sich solange mit Maria anfreunden. - Ja, sie heißt wirklich Maria, meine Mutter wollte es so haben. Daß sie mir schrecklich ähnlich sieht, wissen Sie. Aber sonst ist sie sehr, sehr anders, glaube ich.« »Ich werde Sie schon auseinanderhalten«, sagt Jan zuver- sichtlich. Und er denkt: »Eine Mary kann es gar nicht doppelt geben. Entweder ist Maria eine langweilige Gans oder aber -?« Und dies »Oder« wird zu der kaum eingestandenen Frage nach einem Geschöpf, das Mary zum Verwecheln ähnlich sei und doch ganz anders.

„Ausgeschlossen“, denkt Jan. Aber während er eben noch in der Verzauberung, in die er sich seit jenem Faschingsabend verstrickt sah, seine Liebe zu Mary gradlinig wachsen fühlte, streckte sich mit einem Male die Erwartung auf jene andere Mary, die Maria hieß, wie eine Hand nach ihm aus und griff nach der Stelle in ihm, von der er in allzu bereiter Ent- täuschung wußte, daß Mary sie nicht füllte, nie würde erfüllen können.

Und dann steht Maria da und öffnet ihm die Tür.

Mary. - Ihre Gestalt, ihre Augen, ihre Stimme.

Und doch eine andere, sehr neue Mary, die ihn begrüßt und ihm durch ihre einfache Art schnell über seine Bestürzung hinweghilft. »Ich weiß«, sagt sie, »Sie müssen sich erst daran gewöhnen, daß ich Mary und doch nicht Mary bin. Das geht uns immer so. Übrigens etwas sehr Dummes«, fügte sie hinzu, während sie seinen Mantel auf einen Bügel hängt, »Mary kann nicht gleich kommen. Ihr Professor hat sie zu einer Besprechung über ihre Arbeit festgehalten, sie konnte nicht gut abfragen. Und ich habe Sie telefonisch nicht mehr erreichen können.«

»Wie schön sie ist«, denkt Jan, und es erscheint ihm fast selbstverständlich, daß Mary nicht kommen kann.

Eine einfache Lampe gibt allen Dingen Farbe und Wärme. Die Möbel sind ganz Wohnung: bewahrende und wissende Freunde eines stillen Lebens. Viele Bücher sind da, gleich voran Kleist, und große Mappen mit Kunstblättern. Maria

flieht den Wanderungen seiner Augen zu, still und wartend, während sie ihm den Toast macht. Sie findet es selbstverständlich, daß ihr Besucher dem Zimmer ebenso Guten Tag sagt wie ihr. Jan spürt erlöst und dankbar, daß man schweigen darf, ohne daß die Gesichter leere Stellen bekommen.

Und doch geschieht danach das Unglaubliche, daß Maria mit ein paar Fragen Jan zum Reden bringt, daß er, der Schweigsame, der stets von Mary restlos als Zuhörer beansprucht, anfängt, von seinen Plänen zu reden, und wie er dazu kam, Architekt zu werden und nicht Maler, wie er erst wollte. Es ist, als sammelten sich die verschiedenen Kräfte seines Lebens unter Marias aufmerksamem Blick zu einer Linie; er sagt vieles, was er selbst noch nie zuvor so klar gesehen hat, und spürt beglückt das Echo, das ihm von Maria entgegenkommt. Etwas, das nicht ausweicht, sondern entgegensteht, ganz ohne Anmaßung, einfach, beglückend, verstehend.

Maria erfährt, was Mary nicht ahnt: daß Jan fünf Geschwister hat, daß er den jüngsten Bruder studieren läßt, daß seine Mutter bei der letzten Geburt starb. Und Jan sieht inmitten ihrer Gespräche belustigt, wie Maria ein Strickzeug in die Hand nimmt und mit klappernden Nadeln zu stricken beginnt. »Skifocken für Mary«, erklärt Maria so nebenbei, und Jan weiß, daß Mary niemals so würde sitzen können und Strümpfe stricken, daß sie viel zu unruhig dazu ist. Und es befällt ihn plötzlich wie Angst, daß Mary kommen und diese Stille stören könne mit ihren Einfällen, ihrem Lachen, ihrer anspruchsvollen Art, alles in sich und ihren Augenblick einzubeziehen. Er will nicht beide Schwestern nebeneinander sehen, und beschließt zu gehen. Sein Abschied ist eilig und unvermittelt, fast wie eine Flucht. Maria sagt: »Vielleicht treffen Sie Mary noch, und sonst will ich sie grüßen. Gute Nacht!«

Und die Tür schließt sich hinter Jans Verwirrung mit der leise tönenden Unerbittlichkeit aller Türen.

Es ist Mary, die ihn anruft.

»Nun, Jan?« Ihre Stimme, hell, kriegerisch, lustig.

»Nun, Mary?«

»Wie gefällt sie Ihnen denn?«

»Ach, ich habe sie den ganzen Abend lang mit meinen Reden gelangweilt. Sie hat nichts gesagt. Außerdem ist es furchtbar, diese Ähnlichkeit mit Ihnen, geradezu quälend! Sie hat mir auch die Bilder Ihrer Eltern gezeigt. Ich erschrak, als ich hörte, daß Ihre Mutter Schauspielerin war, Mary!«

»Warum?«

»Ich bin Schauspielern gegenüber immer skeptisch, ich könnte es nicht einmal fagen, warum, es ist einfach eine fremde Welt für mich!«

»Es ist ein Schicksal, Schauspieler zu sein«, sagt Mary.

Sie verabredeten nichts, Jan merkte es erst, als Mary längst abgehängt hatte. Arbeiten, täuscht er sich vor. Ich muß vieles nachholen jetzt. Dann kann ich sie mit viel besserem Gewissen wieder anrufen.

Und Jan arbeitet. Bis tief in die Nacht hinein steht er vor seinen Zeichnungen, mißt, rechnet, verwirrt und erhebt. Die Stille beschenkt ihn mit wachsender Bereitschaft, und daraus wieder kommen neue Formen, wächst seine Kraft, sie plastisch zu gestalten, der Wirklichkeit angemessen. Er ist wacher und bereiter denn je; die Bauherren folgen willig seinen Vorschlägen, deren Sicherheit sie überzeugt; nie haben sie ihren Architekten strahlender, einsichtiger, zugleich bestimmender gesehen.

Aber dann weiß Jan, mitten hinein in sein Schaffen, daß es Flucht ist, dies alles, daß er vor Mary flieht, weil er Maria traf.

Es ist der Mann Jan, der Mary, diese rätselhafte, sich immer wieder entziehende Mary zu sich zwingen möchte. Und es ist der große Junge Jan, der heimkehren möchte zu der stillen Frau, die Maria heißt, heimkehren und schweigen und da sein und die Selbstverständlichkeit einer Liebe tragen wie einen altererbten Ring, der alles umschließt.

Beides ist aber Jan. Der junge Jan, dessen Liebe noch wie ein Baum im Winde steht, und der doch ein Haus haben muß, ehe eine Frau wie Mary, ehe eine Maria bei ihm sein kann in der Selbstverständlichkeit eines Alltags, der das Leben selbst ist. Aber Jan, der vielen Menschen, jungen und alten, Häuser baut, die so sind, als seien sie für sie gewachsen; Jan, der die Vision einer neuen Form nicht nur erlebt, sondern sie auch zu gestalten vermag, dieser Jan bleibt ein wundergläubiges Kind, seit er Mary kennt und um Maria weiß. Der Raum seines trotz mancherlei Freundschaft unberührten Herzens füllt sich mit steigender Erwartung, als müsse ihm von diesen beiden Mädchen eine Offenbarung werden, die seinem Leben von sich aus unermessliche Verzauberung und neue Gestalt geben werde. Aber ein Haus baut er nicht. Daß eine Entscheidung von ihm gefordert werden könne, ein einfaches klares Ja zu einem anderen Menschen, schiebt er noch unwillig von sich fort. Es wird sich von selbst entscheiden, und eigentlich weiß er längst, daß es Mary ist, - nein, er kann es wirklich nicht fagen. Er wird vor allem Mary bitten, mit ihm ins Theater zu gehen. Die neuen Pläne stehen fertig am Reißbrett, es ist an der Zeit, eine Erholung einzuschieben. Und es wird schön sein, Mary in ihrem Abendkleid zu sehen und ihren kleinen Dingen zuzuhören und sich von neuem verzaubern zu lassen von ihr, von ihrer Nähe, ihrer Stimme, ihrem zutraulich-strengen Durcheinander. - -

Es ist gut, neben ihr zu sitzen, im Dunkel des Parketts, aus dem ihre Hände und Arme ein wenig leuchten und, wenn er sich zu ihr neigt, ihr Gesicht. Es ist gut, neben ihr zu sein in der Pause und ihr Bild im Spiegel zu sehen und den weichen, dunklen Stoff ihres Kleides, der sie und ihre Bewegungen in einfachen großen Linien trägt. Und es ist gut, zu denken, daß der Abend noch so lang ist, daß man noch ein Glas Wein trinken wird, und daß alles, was auf der Bühne geschieht, durch den Filter ihrer kritischen Erläuterungen ein knapperes, ehrlicheres Gesicht bekommen wird. Später sitzt ihm eine ernsthafte Mary gegenüber. Ihre Kritik zum Stück ist kurz. Statt dessen fragt sie: »Möchten Sie Schauspieler sein, Jan?«

»Nein«, sagt er, »der Gedanke, sich selbst an eine Rolle geben zu müssen, die immer ein Publikum braucht und die man wechselt wie ein Kleid - nein. Ich wäre ein schlechter Spieler, ich würde nur immer mich selbst spielen können, glaube ich, und das noch nicht einmal gut.«

»Das möchte ich eben wissen«, sagt Mary, »es ist die Rolle, die dem Schauspieler »gelingt«, ein Stück seiner selbst, reißt sie ihn, den sonst Ungeformten, zur unerhörten Steigerung seiner selbst fort, ist sie eine Möglichkeit seines vielfältig gespaltenen Ichs, in der er sich findet und im Echo des Publikums bestätigt sehen muß, - ist er nichts, weil er alles sein kann? Oder aber gibt er mit der Sicherheit des wahrhaft Demütigen der Rolle wissend und klar gestaltend eine Form, so wie Sie ein Haus hinstellen, aus Kräften, die er aus der Fülle seines menschlichen Erfahrens nehmen kann, wie Wälsche aus dem Schrank, - hat er die Rolle oder hat sie ihn?«

»Kommt nicht beides zusammen, Mary, wo etwas geformt wird?« sagt Jan. Ich denke mir eine Rolle ähnlich wie eine Bauaufgabe vorgezeichnet und auf bestimmte Linien festgelegt. Trotzdem bleibt ein großer Raum frei als Forderung an uns, etwas daraus zu machen. Die Freiheit, ihm unser Gesicht

zu geben und selbst zu spiegeln in unserem Werk, wird immer Versuchung werden, in Ihrem Falle den Dichter, in meinem ich die Menschen, für die ich baue, zum Objekt des eigenen Sich-auslebens zu machen. Wahrscheinlich ist bei solchen Menschen die Empfänglichkeit für die Vierteltöne des Lebens sehr groß. Aber sie hat für mein Gefühl nur Sinn, wenn daraus die Kraft wächst, die aus der Befessenheit eine Tat macht. Die Welt zum Objekt für mich zu machen und daraus meine künstlerischen Möglichkeiten zu genießen, ist noch keine Tat. Und vielleicht fängt jeder Schauspieler, jeder Künstler, ja überhaupt jeder Mensch so an, daß er in seinem Beruf, ebenso wie in seinen Freundschaften, sich selbst spiegeln und gesteigert erleben muß. Aber die Großen unter ihnen werden dabei nicht stehenbleiben, weil die Liebe zur Sache in ihnen reif geworden ist, eine Hingabe, die Taten werden läßt. Und das ist es auch, was mich dem Schauspieler gegenüber so skeptisch macht: Ich halte ihn solcher Hingabe nicht fähig, er kann nie von sich fort!

»Viele Menschen sind Schauspieler, auch ohne Bühne«, sagt Mary. »Wieso?« »O, sie haben viele Rollen wie einen Schrank voller Kleider, und in jedem Raum sind sie richtig angezogen, spielen sie die passende Rolle. Sie bewegen sich so fabelhaft, und ihre Bühne ist die ganze Welt. Aber eins können sie nicht: Nacht können sie nicht sein. Nie. Und es müßte etwas geben, was ihre Bühne zertrümmert, wo sie aufhören, eine Rolle zu spielen, - irgend jemand müßte ihnen das Tor aufmachen aus dem Theater, ins Freie, ins Lebendige, von sich fort, wie sie fagen!«

»Ich weiß nicht, Mary, ob sie nicht so leben wollen, ob das nicht die ganz bewusste Formgebung eines Menschen ist, dem Erlebnisse, Steigerungen seiner selbst und die Vielfältigkeit menschlicher Begegnungen den einzigen Reiz des Lebens bedeuten, wenn auch dieser Weg zu einem im Grunde trostlosen Skeptizismus führen muß. - »Eben«, sagt Mary, diese Form leben, die von weitem so nach Weltmensch ausseht, ist vielleicht gar keine Form, sondern viel eher eine Schwäche. Im Spiel mit den eigenen Möglichkeiten spielt vielleicht nur der, dem die Kraft fehlt zu, ja, wozu, zu diesem einfachen, sachlichen, liebenden.«

»Vielleicht merken es diese Menschen gar nicht, daß sie Gefangene ihrer Rollen sind?«

Marys Gesicht hat dunkle Schatten. »Doch, Jan«, sagt sie, sie werden Kinder sehen und junge Tiere, sie werden vor Bänken und Blumen stehen müssen mit der Trauer ihres Wissens und manchmal müde sein, so schrecklich müde, und niemand kommt und nennt sie bei ihrem Namen; alle verfallen dem Zauber ihrer Verwandlungen. Sie würden es auch gar nicht vertragen, beim Namen genannt zu werden. Sie würden sich schämen, weil dieser Name namenlos heißen müßte, weil er Einfachheit fordern würde, das Nichts, das nur Gewachsene. Sie aber kleiden sich in Geheimnis. Es ist die Farbe ihrer Flucht, der Mantel ihrer Einsamkeit.«

»Es tut fast weh, Ihnen zuzuhören, Mary.«

Mary sieht ihn an. »Es ist schön, jemand alles zu fagen.«

»Was alles?«

»Ach überhaupt! - Prost Jan. Ich trinke auf Ihr kleines gutes Auto, das mich jetzt schleunigst heimbringt, ja? Damit Sie auch noch schlafen können!«

»Schlafen«, denkt Jan, »o Mary. Bei dir schlafen. Diesen Mund zum Schweigen bringen.«

»Woran denken Sie?« sagt Mary und hat ihr altes Gesicht wieder. »An Ihren Mund, Mary!«

»Ja, Jan«, sagt sie. -

Beide wissen es jetzt, und Marys Hand zittert ganz leise, als sie das Weinglas hebt.

»Warum ist in ihrem Blick soviel Müdigkeit?« denkt Jan. Und er ist hilflos vor einer Not, die er nicht begreift.

Es wird noch viel Zeit vergehen, ehe Jan daran denkt, ein Haus zu bauen.

Vorläufig schaltet er den Motor in seinem kleinen, guten Auto ein und denkt: »Gleich werde ich Mary küssen.«

Die sitzt neben ihm, sehr gerade, sehr still, und Jan weiß nicht, wo sie ist, ob bei ihm oder schon längst da draußen im Scheinwerferlicht, unerreichbar, unfaßbar.

Er gibt unwillkürlich mehr Gas, als müsse er sie fangen; aber schneller nur entgleitet sie mit den Stämmen der Bäume, den Häusern und Steinen am Rande der Kurven den tastend wachen Augen seines Autos.

»Wohin fahren Sie?« fragt Mary - Vor ihnen liegt weite Straße, und zu beiden Seiten Felder wie ausgebreitete Hände. Nirgends sind Lichter, sie müssen schon lange gefahren sein. »Ich fahre zu Ihnen«, sagt Jan und hält das Auto an, so heftig, daß Mary nach vorn geschleudert wird.

»Verzeih, Mary«, sagt Jan.

Man hört den Wind über das Land gehen, mit einer leisen, klagenden Stimme, als suche er etwas lang Verlorenes, Unwiederbringliches. Mary rührt sich nicht. Sie sitzt da, in sich geneigt, stumm. Lange ist das Schweigen zwischen ihnen wie eine schwingende Glocke.

Und dann küßt Jan Mary.

»Umdrehen, Jan!«

Die Scheinwerfer tanzen rund über das Feld; nun liegen sie in umgekehrter Richtung; leise fingen die Räder. »Erzähl mir etwas, Mary.« Aber Mary bleibt still. Sie kuschelt sich nur ein wenig an Jans Schulter und sagt nur: »Müde, Jan.« Und Jahn fährt sehr schnell jetzt, denn es gilt nicht mehr, eine unfaßbare Mary einzufangen, die vor dem Auto tanzt; es gilt vielmehr, die müde, kleine Mary so schnell wie möglich heimzubringen.

»Gute Nacht, Mary. Liebe kleine Mary.«

Aber Marys Trauer ist da, und seine Hände sind ratlos, und ihr Mund ist fern.

»Mary«, sagt Jan hilflos, »bist du so müde?«

»Ja«, sagt Mary, »ich bin sehr müde. Gute Nacht!«

Und sie ist fort, ehe Jan es begreift. Die Tür klingt leise, Licht grüßt aus einem Fenster, dann ist es erloschen. - »Die Schwester,« denkt Jan, »wenn sie keine Schwester hätte, würde ich ihr jetzt die Schuhe ausziehen und bei ihr sein.«

Aber Maria ist noch wach.

In die Leere und Verlorenheit winterlich starrer Straßen malt nun schon manchmal die Sonne große Flächen Helle. Dann tanzen Kreisel auf den Steinen. Bunte Kugeln rollen neben nackten Kinderknien. Dämmerungen, voll von den Farben der Weite, können das Rot des Rhabarbers nicht mehr zudecken, das aus den dunklen Körben leuchtet. Die Straße tönt von den kleinen, kleinen Schritten der Mädchen und ihrem runden eiligen Lachen, und das Kreischen der Bremsen mitten in dem sanften Summen der Autos steht über dem blauen Asphalt wie lebendiger Schrei.

Der Südwind, der an den Läden reißt und sich erregend in den Herzen der Menschen einnistet, ist mit schuld daran, daß Jan eines Tages unangemeldet an dem kleinen Haus im Garten klingelt. Er will nicht mehr heimkommen müssen aus Begegnungen mit Mary, deren Geheimnis ihn immer von neuem zu Vergleichen mit ihrer stillen, einfachen Schwester zwingt. Er will Maria ganz kennenlernen, er will beiden Schwestern -

Da steht sie: Schürze, Kopftuch, große Wäsche.

Bestürzung.

Ein schnelles Leuchten in den Augen, das sofort erlischt, als er sagt: »Guten Tag, Fräulein Maria.«

»Guten Tag, Herr Jan.«

»Ist Ihre Schwester auch da?«

»Leider nicht!«

»Schade. Ich wollte Sie einmal beide besuchen.«

»Wie nett. Sie wollen uns wohl miteinander vergleichen?«

»Vielleicht!«

»Und wenn ich nun Mary wäre?«

Er stutzt. »Nein«, sagt er schnell, »Mary würde niemals Wäsche waschen. Außerdem -«

»Außerdem -?«

»Ich weiß nicht«, sagt er, »ich finde Ihre Ähnlichkeit jedenfalls schrecklich. Wenn Sie nicht sonst so verschieden wären!«

Maria beugt sich über ihre Wäsche. »Ich bin gleich fertig damit«, erklärt sie.

»Es ist schön, Ihnen zuzusehen«, sagt Jan, der am Fenster der Küche steht, »Sie werden einmal eine gute Hausfrau sein.« - »Und eine gute Mutter«, fügt er hinzu, als er ihrem schrägen Blick begegnet.

»Ooooooooooch«, sagt Maria, - und dies »Oooooch« könnte Maria gesagt haben - »es fragt sich, ob Wäschewaschen das Wichtigste an einer guten Hausfrau ist. Vielleicht sind das Illusionen, die sich diejenigen machen, die nichts anderes tun können.«

»Nein«, sagt Jan bestimmt, »wie soll ein Mann leben, wenn niemand für ihn sorgt? Er ist doch hilflos in diesen Dingen. Eine Frau, die diese Seite des Lebens nicht beherrscht, kann ihn eigentlich gar nicht glücklich machen!«

Maria lächelt. »Zum Glückmachen gehört wahrscheinlich nur, daß der andere nicht dasitzt und wartet, glücklich gemacht zu werden wie beim Friseur aufs Haarschneiden. Wahrscheinlich ist Glückmachen etwas ganz anderes und hat gar nichts damit zu tun, wie eine Frau veranlagt ist, den Begehungen nach.«

»Weil Sie es können, Maria. Sie strahlen einfach so viel Wärme aus, daß man beschenkt ist und glücklich sein muß in Ihrer Nähe.«

»Helfen Sie mir noch das Faß ausgießen, Jan?«

Es ist gut, daß Jan Mary nicht sieht, die da später auf dem Bettrand hockt und in ihre Hände hineinweint, in die Höhlung, in das Dunkel, in das sie sich verkrochen hat, weil Licht und Fremde schmerzen. »Du hast ja recht«, flüstert sie, »warum spiele ich so? Aber morgen sage ich es dir. Morgen sage ich es bestimmt. - Morgen habe ich dich verloren.«

Hat Jan Mary jemals von dem Wettbewerb erzählt? Nein. Man konnte Mary gar nicht soviel erzählen. - Nun hat er den ersten Preis bekommen und soll sofort mit dem Bau beginnen. Eine Arbeiterfiedlung in Essen. Jan muß hinfahren und alles leiten, sein Kopf ist voll von Reisevorbereitungen und Plänen, es ist klar, daß man ihn jetzt nicht mit der Kleintädchengeschichte eines Falchingspieles stören kann.

Man könnte wohl gerade jetzt, bevor er abreist, wenn nicht die Angst, ihn zu verlieren, wie ein dicker, dicker Stoff über alles Tun gebreitet läge. Man kann nur gehen und etwas für seine Reise einkaufen, etwas, was ihn erfreut.

Was aber freut Jan?

Mary erkennt, daß sie von Jan gar nichts weiß. Welche Zigaretten mag er wohl? Raucht er überhaupt? Welches Buch

würde für ihn passen? Mary hat keine Ahnung. Hat sie Jan nie gesehen? - Und Scham steigt in ihr auf, viel tiefer als die Scham über ihr Spiel und doch die gleiche: »Ich habe ihn ja gar nicht gesehen«, denkt sie, »ich habe ihn ja nur wie einen Spiegel benutzt für meine Eitelkeit.«

Hingehen dürfen und es ihm sagen.

Statt dessen entsteht das konventionellste Päckchen, was überhaupt möglich ist: Apfelsinen, Apfel, Zigaretten. Sie steht damit am Bahnsteig und leidet ein wenig an Jans fremder schöner Sicherheit; sie beginnt ihn zu sehen, jetzt, wo das Messer des Abschiedes das Gewebe der eigenen Glückserwartung zerschneidet. Sie spürt fast neidisch die große Freude Jans, seine Hingabe an die neue Aufgabe. Mit bittender Bewegung reicht sie ihm das Päckchen hinauf. »Zum Futtern, Jan!« Und Jan sieht erst jetzt die wehrlose Trauer in diesem Gesicht, er sagt: »Wenn ich wiederkomme, fahren wir einmal ans Meer, und dann bringst du deine kleine Flöte mit und spielst mir etwas vor, ja? - - Und grüße deine Schwester, auf Wiedersehen, Mary!« - Dann beginnen die vielen kleinen Schritte neben dem entgleitenden Zuge. Und Hände, die winken. Es ist immer dasselbe, auf allen Bahnsteigen. Man sollte sie gar nicht ernst nehmen. Aber Mary nimmt sie ernst. Mary führt keine anklagenden Selbstgespräche. Sie arbeitet im Seminar, sie hockt zwischen ihren Beeten im Garten und sät, pflanzt, jätet. Sie denkt sich Sommerkleider aus, malt sie auf und bringt Wünsche und Stoffe zu ihrer Schneiderin. Ihre Bekannten finden sie ausgesprochen nett und beginnen, ihr ihre eigenen Dinge zu erzählen. Sie vergessen, daß es früher umgekehrt war. Nur Beate sagt einmal erstaunt über so viel aufmerksame Geduld: »Wen liebst du eigentlich, Mary?«

»Wieso?« sagt Mary trotzig und bekommt einen roten Kopf.

Aber die kluge Freundin ist längst schon wieder in das schwierige Muster ihres Strickzeuges vertieft. »Hast du augenblicklich keine Handarbeit?« fragt sie so nebenbei. - »Doch, aber die kann ich nicht mitbringen.« - »Nanu, ist die so groß?«

- »Das nicht, aber ich brauche den Webrahmen dazu.« - »Ein Teppich?« - »Nein, ein Schlips.«

Nun müssen doch beide lachen. Aber Mary ist gleich wieder ernst. »Du weißt gar nicht, wie das ist«, sagt sie, »wenn man nicht einmal weiß, ob er rehraun mag.«

»Siehst du ihn oft«, forschte Beate.

»Er ist doch weg«, sagte Mary, und dann ist es mit ihrer Beherrschung vorbei. Ihre Tränen tropfen auf ihre hochgezogenen Knie. »Er kommt doch auch nicht wieder, zu mir nicht«, schluchzt sie, »es ist alles aus.« Beate läßt sie weinen, sie fragt und tröstet nicht, sie weiß, daß man bei Mary warten muß, bis sie von selbst erzählt. Aber Mary ist schon wieder verstummt. »Ich bin selbst schuld«, sagt sie nur noch nach einer Weile, »ich mußte nicht, daß ich ihn so lieb habe.«

»Liebes Maryschaf«, sagt Beate. »Und der Schlips?«

Einmal dann kommt Jans Karte: »Übermorgen wollen wir ans Meer. Alle drei. Mary soll die Flöte mitbringen.«

»Nun gerade spiele ich ihm nichts mehr vor«, denkt Mary traurig.

In Jans sorglose Wiedersehensfreude mischt sich Ungeduld. »Wo bleibt Maria?«

Und Mary, den einen Fuß auf dem Autotritt: »Es gibt gar keine Maria!« Hastig: »Ich habe gar keine Schwester, ich habe Theater gespielt!«

»Was soll das heißen?« fragt Jan ungläubig, »du kannst doch nicht...?«

»Doch«, sagt Mary, »doch, doch, doch. Ich war beides, Mary und Maria, ich habe dich belogen, immerzu. - Verzeih Jan!«

Und sie will fort, ins Haus zurück. Aber Jan hält sie fest. »Du kommst mit!« sagt er grob.

Sie fahren. Ein böses Schweigen ist zwischen ihnen. »Warum tatest du das?« fragt Jan endlich. Und er möchte seine Stimme beherrschen, die brüchig ist vor Erregung. Mary schüttelt traurig den Kopf. »Es gibt gar keine Entschuldigung«, sagt sie. »Ich wollte dir nicht wehtun.«

Jan steht starr geradeaus. »Nun habe ich, was ich immer wollte«, denkt er bitter. »Mary und Maria. – Warum hat sie nur so lange gespielt? Bis zuletzt?« Ihre Worte von früher fallen ihm wieder ein, eine Not, die er gespürt hat, ohne sie zu kennen. »Litt Mary?« fragte er sich. Ein rascher Blick zu ihr hinüber zeigt ein fremdes Mädchen. Nicht Mary, erst recht nicht Maria. Einfach, still, ein wenig wehrlos. »Ist auch das wieder eine Rolle?« denkt er mißtrauisch.

»Mary?«

»Ja.«

»Jetzt wirst du mir das einfach alles erzählen. Ich will wissen, wie du dazu kamst, verstanden?«

Es ist wenig, was Mary zu erzählen weiß. »Du mußt nicht denken, daß ich mich verteidigen wollte«, sagt sie. »Erst fiel mir das so ein, auf dem Fasching, und ich fand die Idee so herrlich und dachte mir gar nichts. Und dann – –«

»Und dann?« forcht Jan.

»Dann gingst du so darauf ein und liebest dich so gut täuschen. Und ich war traurig, daß du so erwartungsvoll warst, und ich dachte, einmal wird er mich allein lassen, weil ich eine Schwester habe, einmal wird er bei mir sein, und ich werde es ihm sagen. Aber dann hatten wir beide soviel Angst um unser Glücklicherweise. Ja, und ich liebte mich in meinen beiden Rollen und sah dich gar nicht.«

»Verhauen sollte man dich«, sagte Jan.

Der Wald leuchtet, und die Straße leuchtet und der Himmel über ihnen; es ist soviel Freude ausgegossen über den Tag, soviel leuchtende Zuversicht. Aber die beiden Menschen im Auto sehen nichts davon. Ihr Schweigen ist wie ein Abgrund voll Traurigkeit, ein Nebel vor der Schönheit der Welt.

Sie fahren und fahren.

Endlich setzt sich Jan mit einem Ruck auf. Unwillkürlich nimmt er den Fuß vom Gaspedal. Sie fahren langsamer. Jan sagt: »Ich weiß nun, wie arm du bist, Mary. Das mit deinen Einfällen ist alles Plunder. Vielleicht hast du gar kein Herz. Aber eines sage ich dir: Nun gerade werden wir uns nicht trennen. Und wenn du mir das beste Theater der Welt vormachst, ich werde bei dir bleiben, bis ich mich von dir trennen will. Du denkst, wenn der Vorhang fällt, hat das Publikum zu gehen. Es tut mir leid, ich bin weder Schauspieler noch Publikum.«

»Warum tuft du das?« fragt Mary hilflos.

»Entweder bist du eine dumme Gans«, sagt Jan, »und dann bin ich um eine Erfahrung reicher, oder aber du bist Mensch, und dann muß man dir eben ein bißchen auf die Beine helfen, denn du kannst doch nicht ein Leben lang Theater spielen, das siehst du doch wohl ein, wie?« Es ist der gute, anständige Kerl Jan, der das sagt, der Mann, der das sagen kann, weil er sich selbst gefunden hat, endlich.

Nun kommt es wie ein Wunder zu Marys Verlorenheit, eine neue, nicht mehr erwartete Wärme, die nach ihr greift wie eine breite Hand. Sie spürt Tränen aufquellen. »Schimpf nicht, Jan, ich heule«, sagt sie. Aber Jan schimpft gar nicht, er tröstet auch nicht, er läßt sie heulen, solange es ihr Spaß macht. »Sie, Mary«, sagt er endlich und gibt ihr einen kleinen Schubs, »wir sind da!«

Der Vorhang von Scham und Trauer zerreißt auf den Gesichtern der beiden Menschen, die langsam dieser blaugrau-

milchigen Wand zugehen, die den Strand mit dem Himmel verbindet.

»Ach«, bittet Mary bloß, »gleich schwimmen, Jan!«

Und sie legen ihre Kleider ab, jeder in einer kleinen Kammer aus Düne und Himmel. Mary hockt da und tut die Strümpfe fort und legt sie neben die Schuhe, sie wickelt den Badeanzug aus, und will schnell machen. Und plötzlich sitzt sie da und tut gar nichts und steht über dem Dünenrand die Weite warten wie eine Schüssel. Und sie sieht die Möwen und hält der Luft still, die nach ihrer Haut greift und ist reglos vor Freuden. Und es ist doch so, als lege sie mit ihren Kleidern alles ab, was ihre Last gewesen, lange, lange.

»Fertig?« schreit Jan herüber.

Aber er bekommt keine Antwort mehr. – Mary läuft schon weit vorn am Wasser entlang und dann in hohen Sprüngen hinein, bis es sie hinabzwingt.

Dann atmet das Wasser leise an ihren Körpern. Nicht Wasser mehr, sondern Teig. Man kann ihn greifen, kneten, fort-schieben. Man kann Hände davon mitnehmen, sich darin betten, ohne es zu verlieren. Es trägt wie eine flache Hand, kühlend, glättend.

Sie schwimmen sehr lange. »Kannst du noch?« fragt Jan.

»Ja, Jan.«

Und wieder schwimmen sie ruhig nebeneinander. Ohne daß Mary es weiß, überwacht Jan ihre Bewegungen. »Umdrehen!« entscheidet er plötzlich.

»Aber ich bin doch noch gar nicht müde!«

»Trotzdem schwimmen wir jetzt zurück!«

Mary gehorcht.

Die Rückkehr dauert sehr viel länger als das Hinaus-schwimmen. Jan steht besorgt auf Marys kleiner werdende Stöße. »Doch zu lange«, denkt er. Er sagt: »Dreh dich auf den Rücken, Mary, ruhe dich aus, der Strand läuft uns ja nicht davon.« Und er stützt sie ein wenig mit seiner einen Hand. Mary wird ganz ruhig. Sie hat es selbst gemerkt eben, wie müde sie war. Aber man kann gar keine Angst haben, solange Jan bei ihr ist. Später schwimmt sie auch wieder richtig mit ihren guten, tüchtigen Stößen, und sie haben es bald geschafft.

Aber Jan verlangt, daß sie sich umzieht, raus aus dem nassen Zeug, und als sie es erstaunt und sehr gehorsam getan hat und zu ihm zurückkehrt, findet sie schon seinen grauen Bademantel ausgebreitet und ein Stück Schokolade auf sie warten. Danach liegen sie im Sand.

Die Luft flimmert und tanzt. Hin und wieder hüllt ein fast greifbarer Wind ihre Körper wie mit samtendem Tuch; er wirft nicht mit Sand, er zerrt nicht an ihrem Haar, er ist warm und lebendig. Und dann sind da die Netze, heller noch als Sand, mit dunklen Steinen wie schwingende Glocken, aufgehängt an schwarzen Pfählen. Netze, die sich wie ein einfaches Kleid über die Brüste der Dünen spannen. Dahinter wächst ernst und dunkel der Wald, wie ein altes vertrautes Haus vor dem weiten Land, mit dem feuchtwarmen Geruch frischen Brotes, der manchmal in breiten Schwaden über die greifende Grelle der Dünen herüberweht.

Jans Hände spielen im Sande. Plötzlich zieht er einen breiten Strich, so tief wie einen Graben.

»Hersehen!« sagt er.

Und Mary sieht hinüber.

»Verstanden?« sagt Jan kriegerisch. »Zu Befehl!« will Mary sagen, ebenso kriegerisch. Aber sie bringt nur ein halblautes Etwas heraus, und ihr Gesicht, zuerst verzerrt von soviel Geschenktbekommen, beginnt zu leuchten.



DAS BUNTE Windrad

Die kleine Geschichte vom buntem Windrad ist keine Erzählung, die voll ist von großen wichtigen Ereignissen und Begebenheiten, und sie ist deshalb auch nicht für solche Menschen geschrieben, die in allem, was sie lesen, immer nur nach abenteuerlichen Ereignissen und der Fülle der Begebenheiten suchen, um ihre Gedanken durch das Lesen solcher Geschichten abzulenken und um die bei jedem Menschen im Laufe eines Tages ab und zu einmal eintretende Leere in Herz und Hirn zu überbrücken, damit die Bilder des Alltags verdrängt und der ganze Mensch mit neuen Vorstellungen angefüllt wird. Die kleine Geschichte vom buntem Windrad ist nur für die erzählt, denen die besondere Gabe in die Wiege gelegt wurde, die kleinen und kleinsten Dinge zu lieben und mit allen Dingen ihrer Umgebung allmählich ganz zu verwachsen, so daß sie sie lieben, wie man gute Freunde liebt, die einem das Leben schenkt und die man nie mehr missen möchte.

Das bunte kleine Windrad bekam meine Tochter von lieben Besuchern aus den heimatlichen Bergen geschenkt. Ihr kennt doch sicherlich alle die kleinen bunten Kinderwindräder? An einer Stange sitzt eine kleine, drehbare Scheibe, die eine ganze Anzahl Flügel besitzt. Pustet der Wind einmal recht tüchtig in diese Flügel, dann dreht sich die Scheibe, und das ganze Windrad ist ein einziges drehendes, bewegliches, leise schnurrendes, quicklebendiges Etwas. Besonders auf den Jahrmärkten werden solche Windräder in allen Formen und Arten verkauft. - Unser Windrad zeichnet sich von den mannigfaltigen Kinderwindrädern, in die der Wind, der über diese Erde fegt, hineinpustet, dadurch aus, daß es ein Windrad aus Holz ist und daß es mit der Hand gearbeitet wurde. Ein Neuroder Holzschneider soll es gemacht haben, wurde mir gesagt, als man es uns als Gruß aus den Bergen zur Freude für ein Kinderherz mitbrachte. Und seine Form weicht ganz entschieden ab von den sonst käuflichen Windrädchen, es ist derber, kräftiger. Erdbraun ist die Farbe des Windrades und sein Stiel ist unten etwas verstärkt; es ist für mich sicher, daß dieser Holzschneider Vater von lustigen gefunden Kindern ist, die es gewöhnt sind, derb zuzupacken, denn dieses Windrad ist verständnisvoll widerstandsfähig gemacht. Und dann noch eins: Es hat eine beinahe liebevolle Buntheit. Jeder der kleinen, unten an der Drehscheibe schmalen, dann aber breit zulaufenden kleinen Flügel hat andere, bunte Farben. Da gibt es auf der erdfarbenen Grundfläche kleine, rotleuchtende Blumen aus dicken Punkten zusammengesetzt mit einem gelben, lichten Punktelch in der Mitte, gelbleuchtende Blumen und grünleuchtende.

Es geht mir mit diesem Windrad so, wie es uns oft mit handgearbeiteten Sachen geht. Das Windrad erzählt. Es hat Eigenleben. Es erzählt von einer stillen Stube, in die der Wald hineinsieht, von einem Winterabend und von Schneeflocken, die mit ihrem stetigen Fallen allmählich zu kleinen Bergen anwachsen und die Welt anstatt zu verhüllen, beinahe ein wenig zu erdrücken scheinen, oder auch von einem noch regennassen Frühlingsabend, an dem die Tropfen an den Fensterscheiben entlangrinnen im ewigen gleichmäßigen Spiel des Auflöfens und Wieder-Sammelns, und an den Nadelspitzen der Tannen, die in die kleinen Fenster gucken, sitzen kleine silberne, glasklare Perlkugeln. Und das Windrad erzählt von dem Mann, der es zusammensetzte, jeden Flügel einzeln in die besonders starke Drehscheibe fügte und selbst mit dieser kleinen Handarbeit Zeugnis gibt von seinem Wesen. Vielleicht hat es dann die Frau bemalt, denn ich glaube, besonders Frauen können Freude an einem derartig bunten Farbspiel haben. Für mich wenigstens ist es sicher, daß auch eine ganze Anzahl Kinderaugen auf diesem Windrad geruht haben.

Da meine Tochter noch ein wenig zu klein ist, um dieses mit viel Sorgfalt und Mühe zusammengesetzte kleine Werk zu achten und zu erhalten, und vielleicht auch wohl deshalb, weil ich mich diesem kleinen Spielzeug auf eine verwunderliche, unerklärliche Art innerlich verbunden fühle, habe ich es mir vorläufig noch behalten. Ich habe einen kleinen, mit der Hand bunt bemalten Tontopf hervorgekratzt, ihn mit Sand gefüllt, habe das Windrad hineingesteckt, und stelle es nun oft an das Fenster, weil ich mir sage, daß das Windrad wohl den Wind so brauchen mag wie ein Dichtersmann den Federkiel oder das Schreibblatt. Und gestern habe ich einer ganz schnellen Eingebung zufolge auf die Rückseite der erdbraunen Flügel dieses kleinen Rades lauter Wetterbezeichnungen geschrieben von »Sturm und Regen« angefangen bis zum »klaren sonnigen Wetter« und habe das Windrad auf meinen Schreibtisch gestellt. Je nach meiner morgendlichen Stimmung stelle ich nun das Windrad ein. Der oberste Flügel hat Geltung, und dort kann ich nun meine eigene Stimmung ablesen. Heute steht »klares schönes Sonnenvetter« oben, trotzdem es draußen regnet. Es wird aber auch vorkommen, daß der Flügel mit der Aufschrift nebelig und trübe oben steht, trotzdem draußen der Himmel klar ist. Oder sollte ich das kleine Windrad in einem solchen Falle lieber seinem ureigenen Element übergeben und in den Wind stellen, daß alles durcheinandergewirbelt wird solange, bis der Flügel mit der Aufschrift »nebelig und trübe« bestimmt nicht mehr oben steht? Vielleicht sollte ich selbst es aber an einem solchen Tage auch so machen wie das kleine Windrad, das heißt mich selbst mitten hinein in den Wind stellen und so durchpuffen und durchwirbeln lassen, bis alle unklaren, nebelschweren, niederdrückenden Gedanken aus meinem Herzen herausgetrieben sind und der Himmel wieder klar und sonnig ist. Es ist eine ganz eigene Sache um alle Dinge, die mit der Hand angefertigt wurden, vielleicht gehen die besinnlichen Gedanken von Menschen, die sie ohne Hast, um der Sache selbst willen und aus Freude zum Material anfertigten, unbewußt in unser eigenes, tiefstes Wesen über auf eine geheimnisvoll verborgene Art. Ich weiß es nicht und kann es auch selbst nicht deuten, aber ich fühle es, daß eine tiefe, innere Verbundenheit zwischen uns selbst und den Dingen besteht, die uns umgeben und die teilnehmen an den Stunden, zwischen denen unser Leben dahinfließt, aufblüht, Frucht trägt oder seine stillsten Augenblicke hat. An meinem Fenster dreht sich das kleine bunte Windrad lustig und schwingend im Wind und surrt und tönt in meine Gedanken, und es klingt beinahe wie ein gutmütig-zustimmendes Brummen.

Angelika Tschanter

DER TAG DES GERECHTEN GERICHTS

V O N W A L D E M A R G L A S E R

Es geschah im Jahre 1311 nach Christi dem Herrn und einigen Heiligmachers Geburt, daß der unruhige und verschwenderische Herzog Boleslaus III. auch seinem allertreuesten Ritter Martin von Buswoy zwei ansehnliche Dörfer listiglich und mit offener Gewalt abdrängte. Der edle Ritter tat zwar alles, was ein Schwacher einem Stärkeren gegenüber nur immer tun kann. Er bat, er forderte, er drohte, doch alles blieb vergeblich. Es gefiel eben dem Herzog, den leichtgewonnenen Besitz dem reichen Zisterzienserkloster zu Leubus an der Oder zur Nutzung zu geben. Die Mönche sollten aus den Einkünften der beiden Dörfer Langenöls und Heidersdorf monatlich ein Mahl von guten Fischen mit Weizenbrot und Wein haben, etliche Sieche ernähren und sich vor allem gar bänglich um das Heil der herzoglichen Seele forgen. Aus letzterer Beforgnis baute sich der Herzog auch schon bei Lebzeiten in diesem Kloster eine prächtige Begräbniskapelle. Hier lasen die Mönche an fünf Altären täglich fünf Messen für ihn und sangen eine feierliche jeden Monat und zu den Festen der Heiligen. So des himmlischen Lohnes sicher und gewiß, den eifrige Fürbitter ständiglich erflehten und mehrten, genoß er indessen unbekümmert der irdischen Sinne ersinnliche Freuden in vollen Zügen. Er lebte und schwelgte in fürstlicher Lust. Er verletzete und verpraßte Güter und Ländereien. Ja, er verpfändete sogar seine Kinder!

Die Langenöller und Heidersdorfer ertrugen die neuen Dienste der unrechtmäßigen Herrschaft nur widerwillig. Sie schlossen sich in Feindschaft gegen die klösterlichen Verwalter einmütiglich zusammen und trieben mit ihnen gar mancherlei Spott. Solcherlei Tun bestärkte, was die Mönche besonders kränkte und ihnen viel Sorge eintrug, der allerseits hochverehrte Kreuziger Jürgen Böhm. Als einstiger Streiter Christi hätte gerade er zu den Mönchen halten müssen. Wohl hatte er damals als Knecht Gottes das Kreuz genommen und war gegen die Heiden im Heiligen Lande in den Kampf gezogen. Doch war er umgekehrt, als sich ihm die schlimmen Drehungen und Wendungen der allchristlichen Kirche zu Rom und Avignon offenbart hatten, und war mit vielen anderen als Siedler gen Osten gezogen. Hier stand er bald gänzlich zu den Bauern, Köhlern und Fischern von Langenöls und Heidersdorf. Er hielt zu ihnen, seitdem auch hier, wie allerorten, der Sturm der Empörung gegen den päpstlichen Tribut, den Peterspfennig losbrach. Er wurde einer von ihnen, seitdem auch im abgabefreien Osten von den Deutschen ein Denar von jedem menschlichen Haupte gewaltsam mit Hilfe von Bannstrahl und Interdikt eingetrieben werden sollte. Seitdem, und das war längst vor der obigen herzoglichen Unbill, galt Jürgen Böhm's Wort und Rat neben dem Beschluß der beiden Dorfschulzen. Demnach war er keineswegs, wie die frommen Mönche es vermuteten und austrugen, ohne Recht und Grund

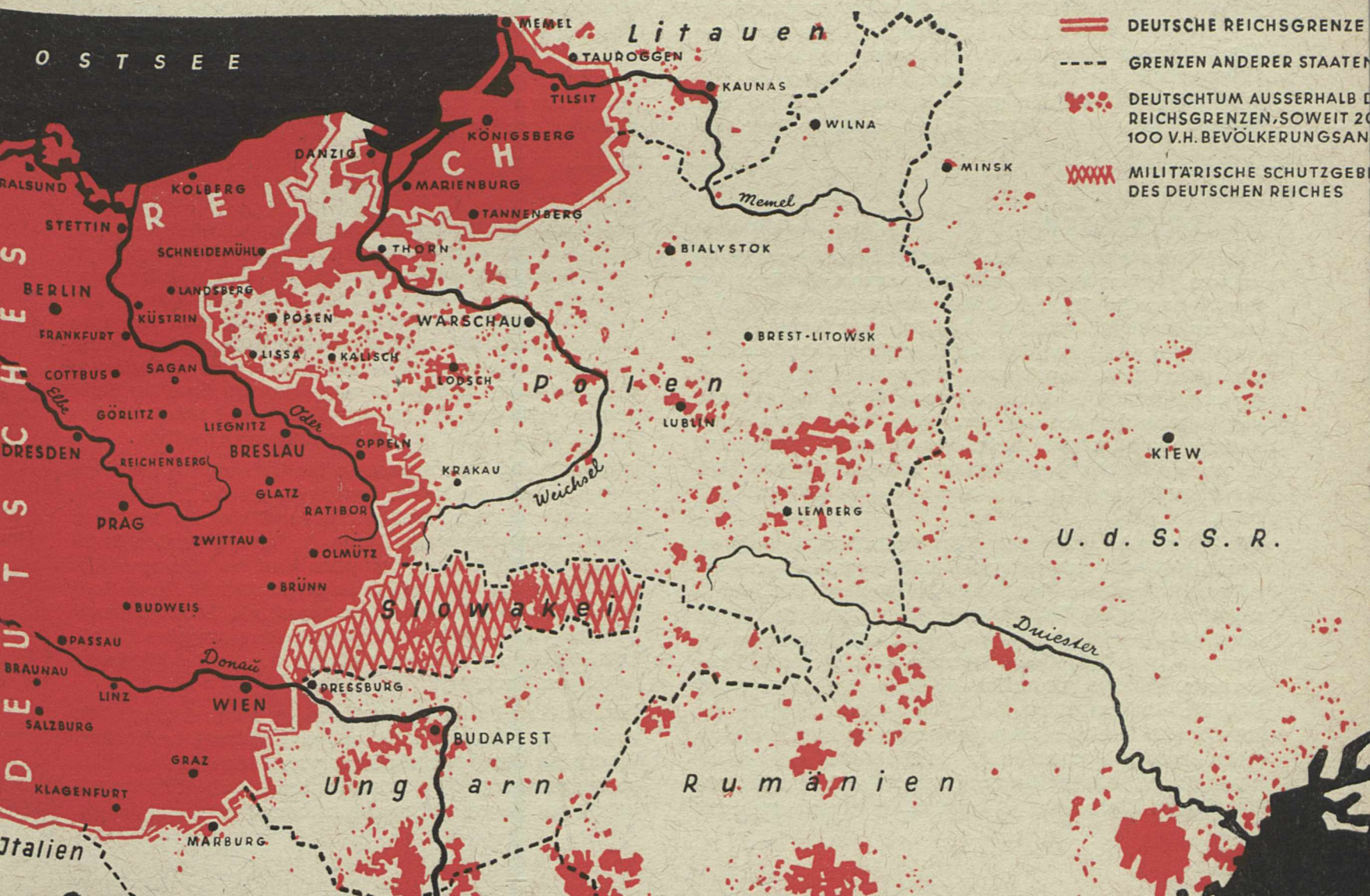
ein bloßer Heßer und böser Zuschürer. Er hielt nur als freier deutscher Siedler und einstiger Kriegermann auf blanke Ehre und Wehre und stand weiterhin in Treue zu seinem vertriebenen Herrn und Ritter Martin von Buswoy. Diefem Beispiel folgten alle Dorfbewohner, so daß wiederum wegen dieser Treue dem hochedlen Ritter von Buswoy große Beforgnis erwuchs. Als nämlich der Herzog Boleslaus die benachbarte Stadt Nimptsch für ganze achttausend Mark Silbers an einen aufgefressenen Juden verkaufte, wollten die ohnehin schon verbitterten Getreuen des Jürgen Böhm in ihrer Empörung in offenen Aufstand ausbrechen. Rechtzeitig aber gelang es dem Ritter, sie daran zu hindern. Auch vermahnte er Jürgen Böhm, niemals mehr und um feinetwillen einen blutigen Streit zu beginnen. Denn die Waffen seien allzu ungleich und die Rauflust des beutegierigen Herzogs gar zu arg, als daß man ein solches Wagnis unternehmen könnte. Einstweilen müßten sie weiter in Geduld warten, denn er glaube fest an den Tag, an dem die Gerechtigkeit über alle Schändlichkeit Gewalt gewinne und die frevelhafte Missetat am Schuldigen richte, wie es recht sei. Jahrzehnte verrannen, ehe in der flüchtigen Zeitlichkeit ein solcher Tag kommen sollte. Da brachte am Ostertage des Jahres 1352 der Wolfsjäger Wilk aus der Herzogsstadt Brieg eilends die Kunde: Boleslaus, der tiefverhaßte, sei gestorben!

Diese Nachricht überrachte die Heidersdorfer und Langenöller, als sie zu Ehren des österlichen Festes an langen Tischen und Bänken, inmitten silbergrauen Erlengebüsches, manch gut Schöpplein tranken und die Lustigmacher zum Tanze aufspielten, daß das junge Volk sich hüpfenden Schrittes und in bunten Wirbeln gar lustig und munter hitzig drehte. Nun verstummte plötzlich die laute Fröhlichkeit. Erschrocken steckten die Lustigmacher ihre Fiedeln und Flöten ein. Auch hing so plötzlich die Dämmerung über dem Lande. Die Wassernebel zogen aus der weiten Lohenederung zum alten Götterberge, dem Siling, hinauf, daß die Männer ihre Frauen, die Burfchen ihre Mädchen in die Dörfer heimschickten und lange noch bei glimmenden Feuern und Fackeln zu Rate saßen. Alter Haß flammte auf, Kampfreden erschollen. Eine Treuebotschaft ging an den Ritter von Buswoy ab. Und Jürgen Böhm fluchte. Er fluchte über ein so unfelig Ende Boleslaus III. Nicht als Krieger und eines Herzogs würdig war er gestorben, sondern verreckt war er, geplatzt wie eine vollgefressene Sau!

Und dieses ganze liederliche Leben hatten dann die Pfaffen, während er auf dem Totenbette lag, weinte und stöhnte und gar jämmerlich um Gnade und Vergebung schrie, als das eines reuigen Sünders von aller Schlechtigkeit freigesprochen und ihn der ewigen Seligkeit teilhaftig erklärt. Ob dieser sichtlichen Schamlosigkeit der Sündenvergebung fluchte der Kreuziger und rief: »Bauern, was ist dagegen ein ständig aufrecht



DAS DEUTSCHTUM IN OST-MITTELEUROPA



und mühsam Leben bei Gott und was, so frage ich Euch, bei der Kirche wert?« - »Wahrhaftig«, wiederholte Wilk, der Wolfsjäger, »verreckt wie eine vollgefressene Sau!«

Geschehen war dieses: So wie es die heilige Kirche gebietet, hatte sich Boleslaus streng nach ihren Vorschriften abgezehret und gefastet. Als aber am Oster Sonntag die Fasten vorüber, fraß er sogleich und auf einmal dreizehn junge Hühnlein auf und loff sich begierig mit allerlei Getränken voll. Eine solche Traktur vertrug aber nach so viel Frömmigkeit sein irdischer Leib nicht mehr, und so nahm er bewegten Abschied von dieser Welt. Zuvor aber hatte Boleslaus auf seinem Totenbette in qualvoller Seelenzerfleischung ein Testament aufgesetzt, um auf diesem Wege der sühnlichen Handlung peinigendes Unrecht zu tilgen. Als Martin von Buswoy davon hörte, glaubte er, daß nunmehr endlich der Tag der Gerechtigkeit da sei, an dem er seine ihm ehemals geraubten Dörfer zurück erhalten würde. Welch vertrauensseliger Irrtum! Die reichen Zisterzienser Mönche waren die Erben geworden. Sie sollten nunmehr für die vermachten Pfründe für eine ewig brennende Lampe über dem Grabe des Herzogs sorgen und für seiner Seele Ruhe bitten. Wiederum war der Ritter um den erhofften Tag der Gerechtigkeit betrogen worden, und diesesmal auf Erden für immer. Es sollte dem Edlen nicht mehr vergönnt sein, bei den Mönchen Einrede zu tun oder gar um seine verlorenen Dörfer zu kämpfen. Er kam selbst zum Sterben, während man noch in der prächtigen Begräbniskapelle das Grabmal des Herzogs Boleslaus aus rotem Stein festigte und dessen Tugendglanz und Glaubenseifer hineinmeißelte. Der Ritter Buswoy aber erschrak nicht vor dem Tode. Er litt auch nicht an jener großen Herzensangst und Seelenpein seines Widerparts. Ja, er freute sich sogar auf den Tod. Dieser sollte ihm endlich den oft ersehnten aber immer aus wahrhaft christlich geübter Langmut nicht ergriffenen Tag der Gerechtigkeit oder des Schwertes zurückverschaffen. Daher ordnete der Ritter in seinem letzten Willen an und befahl: Begrabet mich in ganzer Rüstung, mit Küras und Helm und das blanke Schwert in der Hand. So leget mich

quer vor die Tür der herzoglichen Kapelle. Dasselbst werde ich warten bis zum Tage der fröhlichen Auferstehung. Ehe der Herzog an jenem Tage der Freude und des Gerichts an mir vorbei und aus der Türe trete, werd ich ihn zwingen, meiner Sache Gerechtigkeit zu erweisen. Wolle er allda sein Unrecht nicht bekennen, dann möge der Zweikampf entscheiden!« Als die Mönche solcherlei Anordnung erfuhren, weigerten sie sich, ein dermaßen unchristlich Begräbnis in ihr Kloster zu legen. Da schwuren die Bauern von Langenöls und Heidersdorf, auch im Jenseits zu ihrem Herrn in Treue zu stehen. Sie schwuren mit Jürgen Böhm und Wilk, dem Wolfsjäger, den feierlichen Eid: »Ein jeder wolle einmal mit Gewand und Wehre zu Grabe gebracht sein, um beredtes Zeugnis abzulegen für den Ritter und Herrn Martin von Buswoy vor dem gerechten Gericht Gottes am jüngsten Tage.«

Solcherlei Tun flößte den Mönchen reichlich und entsetzlich viel Unbehagen ein. Drum gaben sie nach. Lieber einen toten Ritter bei sich und friedfertige Bauern ums Kloster. So kam der Ritter vor die herzogliche Kapelle. Aber die Bauern hielten doch im Herzen fest, was sie geschworen hatten.

Also hält Martin von Buswoy, der Edle, noch heute das Schwert in der Hand und harret auf den Tag der Gerechtigkeit, an dem keine Fürbitten und Messen mehr entscheiden. Da wird der Ritter aufstehen und seine Bauern werden zu ihm treten und unerschrocken Zeugnis ablegen gegen Herzog und Mönche vor dem gerechten Gerichte Gottes.

*

Beiläufig sei die viel spätere Eintragung eines frommen Chronisten hinzugefügt:

Von diesem Ritter Buswoy und warumb er sich hat vor des Herzogs Kapelle legen lassen, ist hiesigen Ortes, auch wohl bei klugen Leuten, eine törichte Fabel eingewurzelt. Ich wunder mich nicht so wohl, daß die Leichtgläubigen dergleichen ungereimtes Zeug und unchristliches Ende dieses Ritters vor wahr halten, sondern vielmehr, daß auch vernünftige Leute dergleichen Märlein ihren Glauben schenken.

GEORG NERLICH

Schluß von Seite 169

Verständnis für den Leib, dem sie entsprossen. Sie grüßen die anderen, die dem Schwung und der lastenden Erfüllung der Barockbauten der Stadt ihr Dasein verdanken. Nicht neben, sondern in die gotische Stadt tritt Breslauer Barock. Kaum eine Baugruppe, die der Maler sieht, verbindet nicht diese Zeitalter. Dann stehen sie zusammen, Bauten und Türme, und aus ihnen spricht schlesisches und Breslauer Wesen, wie wenn sie eine Verabredung träfen, von sich, ihrem Sein, ihren Gründern und Schöpfern zu erzählen, zu uns zu sprechen und zu den Wolken, die zeitlos darüber stehen oder zu dem Fluß, der ihren Gefang, ihren Stolz, ihre Erwartung aufnimmt und birgt.

Wie soll man die Bilder einer Stadt beschreiben, die nicht am einzelnen hängen und doch getreu sind, die den wahren Charakter offenbaren von dem, dessen Bild sie sind? Die Jahreszeiten, die über die Bilder dieser Stadt hingehen, sind Zeiten ohne Maß, es sei denn, daß sie ihren Maßstab nähmen aus der in Willen und Kampf lebenden Geschichte der Jahrhunderte. Aber in jedem Puls ist es die heutige Stadt. Weil die Menschen fehlen, haftet ihr nichts modisches an, keine Tracht, die sich auf den Tag bestimmen ließe. Doch die geschnittenen und kargen Linien des Sportfeldes, der Gruppe seiner Bauten, das Umfangende seiner Tribünenhallen, die hingestreckte Fläche seiner Friesenwiese, sie sprechen mit Ernst

und Kraft, denn sie gehören zu Breslau, und in allem, was diese Stadt zu verkünden hat, ist Ernst und Wille und Kraft. Darin liegt auch die Stimmung der Breslau-Bilder von Georg Nerlich begründet. Sie sind herb, aber sie sind glühend. Sie sind voll Einsamkeit und sind doch eine stets lebende Gemeinschaft nicht nur im Sinnbilde, sondern in der Wirklichkeit des im Werktag und des zur Feier Geschaffenen. Man darf Georg Nerlichs Breslau-Bilder ein Epos der Stadt nennen, gesprochen von den ehrwürdigen und unbestechlichen Zeugen ihrer Geschichte: von Bauwerk und Landschaft.

Barthel Weyhner hat Breslau in der Lust und Heiterkeit der Farben gemalt, wie sie die Renaissance als ihr Idealbild zusammenschaut, in abgestuftem Rot der Dächer, im dunkleren Braun der monumentalen Bauten, in den wechselnden Farbtönen der Häuserfronten, im hellen Blau des vielverzweigten Oderwassers, im Gelb und Grün der Landschaft. Auch Gold ist in diesem Bilde Breslaus nicht gepart, eine Lobeserhebung, gleichwie Barthel Steins rednerische Beschreibung der Hauptstadt Breslau von 1512: fünfzig Jahre vor Barthel Weyhners prächtigem Planbilde.

Als Adelbert Woelfl Alt-Breslau malte, waren seitdem schon dreihundert Jahre und mehr vergangen. Das Erbe Adelbert Woelfls hat Georg Nerlich übernommen. Seine Breslau-Bilder werden ein einzigartiges Dokument der Stadt bleiben, die wir mit eigenen Augen erleben und erkennen.

MÄNNER AUS SCHLESISIEN



Aufn.: Hoffmann

HANS HEINRICH LAMMERS

wurde am 27. Mai 1879 als Sohn des Kreistierarztes Lammers in Lublinitz im heutigen Ost-Oberschlesien geboren. Er besuchte die Fürstenschule in Pleß/OS. und studierte dann an der Universität Breslau. 1901 verließ er die Breslauer Universität als Referendar, und 1906 war er Gerichtsassessor und Hilfsrichter in Breslau, 1912 Landrichter in Beuthen. Lammers nahm am Weltkrieg als Hauptmann d. R. im Infanterie-Regiment 51 teil und erwarb sich das E. K. I sowie das E. K. II und andere Orden. 1921 wurde er Oberregierungsrat und 1922 Ministerialrat im Reichsministerium des Innern. 1933 berief



Der Reichsminister und Chef
der Reichskanzlei

Berlin W. 8, den 27. Juni 1939
Volstr. 6

In der Geschichte Deutschlands hat Schlesien zu allen Zeiten einen besonders wichtigen Platz eingenommen.

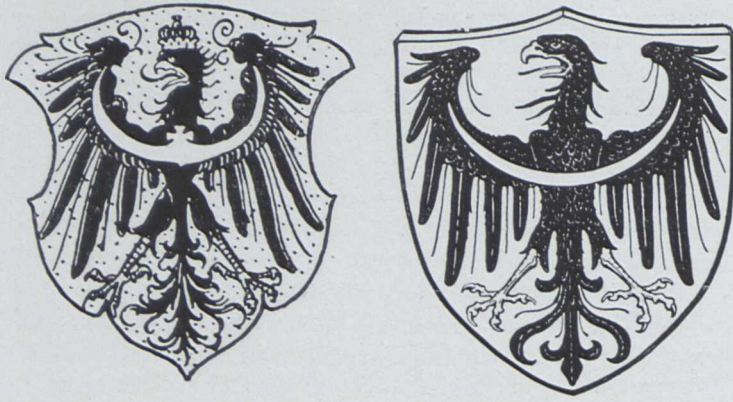
Im alten deutschen Kaiserreich Vorposten europäischer Kultur gegen den Ansturm asiatischer Mächte, in den Zeiten des großen Friedrich von entscheidender Bedeutung für die Schaffung der Grundlagen des deutschen Nationalstaates war Schlesien während der Befreiungskriege nicht bloß örtlich, sondern auch seelisch das Kern- und Ausgangsgebiet bei der glücklichen Abwehr der Unterjochungsversuche des französischen Usurpators.

Erneut kämpft heute das Reich gegen die tödliche Umklammerung einer feindlichen, von Haß gegen alles Deutsche erfüllten Welt. In diesem Kampf steht wiederum Schlesien als Grenzland in erster Kampflinie. Die Geschichte Schlesiens ist Unterpfeiler dafür, daß der deutsche Selbsterhaltungswille nirgends unerschütterlicher und opferbereiter ist als gerade in Schlesien.

Diesen Geist einer unserer wichtigsten Ostgaue vor den Augen ganz Deutschlands lebendig werden zu lassen, ist die vornehmste Aufgabe, der sich die Zeitschrift "Schlesien" zu unterziehen hat. Daß ihr die Erfüllung dieser Aufgabe gelingen möge, ist mein herzlichster Wunsch.

Reichsminister und Chef der Reichskanzlei.

ihn der Führer als Staatssekretär in die Reichskanzlei. Später wurde er SS-Brigadeführer und Dozent an der Hochschule für Politik. Außerdem ist Lammers Leiter des Reichsverbandes deutscher Verwaltungsakademien. Wissenschaftlich ist er besonders auf dem Gebiete des Staatsrechts hervorgetreten. Genannt seien sein »Kommentar zum Gesetz über den Staatsgerichtshof«, »Reichsverfassung und Reichsverwaltung« sowie seine »Entscheidungen des Staatsgerichtshofs für das Deutsche Reich«, die er zusammen mit Simon herausgab. Heute ist Lammers Reichsminister und Chef der Reichskanzlei.



DAS SCHLESISCHE WÄPPEN

Im Laufe der Geschichte hat das Wappenzeichen der Länder, Fürsten und Geschlechter manche Änderung erfahren müssen, die in dem Wandel des zeitlichen Geschehens und den politischen Veränderungen begründet liegen. Oft erfuhr das ursprüngliche Wappen durch Zufügen der für ein Ereignis oder eine Epoche symbolhaft erscheinenden Embleme hier eine Bereicherung, dort wieder befand sich ein nachfolgendes Geschlecht auf die historische Grundlage und gab dem Wahrzeichen die alte Form wieder zurück.

Diesem Gedanken folgend mag es manchem Betrachter als unnötig, ja geschichtsfremd erschienen sein, nach der Änderung des farben- und bildfreudigen Breslauer Stadtwappens nun auch noch das schlesische Provinzwappen geändert zu sehen. Es möge jedoch bedacht sein, daß sich der Herr Oberpräsident wie auch das zur Genehmigung einer solchen bedeutsamen Änderung darüber zu hörende Preussische Staatsministerium nicht zu einer grundlegenden Neuformung des Wappens entschlossen hätten, wenn nicht in der Tat sowohl die geschichtliche Überlieferung gewahrt bliebe, als auch die zwingenden Notwendigkeiten für eine Änderung vorlägen.

Das Wappen als Wahrzeichen hat nur dann eine sinnbildhafte Bedeutung, wenn es in seinem Zeichen der Gesinnung und Haltung des Trägers Ausdruck verleiht. Aus diesem Grunde waren aus dem neuen Wappen die Sinnbilder einer früheren Zeit fortzulassen, die zum Umbruch unserer Tage allein in lockerer, vielleicht in keiner Verbindung mehr stehen, teilweise auch gar nicht Bestandteil des alten Insigniums sind. Wesentlich und zwingend als Grund erschien den Verantwortlichen jedoch die Zusammenlegung der 1924 getrennten schlesischen Provinzen Oberschlesien und Niederschlesien zu einer gemeinsamen Provinz, die durch die neue Wappenverleihung auch rein äußerlich Tradition wie künftige Aufgabe erweist. Dabei mußte für eine Wappenänderung um so mehr die Tatsache sprechen, daß das seit der Trennung der Provinzen von der Provinz Oberschlesien geführte Wappen nicht auf historischen Merkmalen fußte, sondern nur ein notbedingter freier Entwurf war, zu dem andere ober-schlesische Wappenbilder Pate standen.

»In goldenem Feld ein schwarzer, goldbewehrter, rothgezungter, mit einer Herzogskrone bedeckter Adler«, so beginnt die Beschreibung des Wappens des »Souveränen Herzogthum Schlesiens«. »Auf der Brust desselben liegt ein silberner Halbmond, zwischen dessen aufwärtsgehenden Spitzen ein silbernes Kreuz hervorstößt.« Diese Herzogskrone, mit Adler zuerst laut Allerhöchster Kabinetts-Ordre vom 1. November 1864 gegeben (1817 erscheint er nur als »gekrönt«, 1804 sogar noch ungekrönt) besteht aus fünf sichtbaren goldenen, mit Perlen besetzten, aus einem Hermelinstulp hervorstehenden Bügeln, die oben der Reichsapfel krönt, die Krone hat purpurne Mütze. Ganz abgesehen davon, daß der schlesische Adler (von Niederschlesien) früher niemals gekrönt vorkommt, ist die ihm nunmehr verliehene Krone keine »Herzogskrone«, sondern der Hut der Kurfürsten des hl. römischen Reiches, wie er seit etwa 1690 üblich war.

Eine gleiche Beschreibung des schlesischen Wappens, wie es uns aus der letzten Zeit bekannt ist, findet sich in dem Schreiben des königlichen Oberpräsidenten an den Provinziallandtag von Schlesien vom 11. April 1882:

»Nachdem sämtliche Provinzial- und Landeskommunalverbände über die beabsichtigte Regelung der von den Verwaltungsorganen derselben zu führenden Dienstsiegel gehört worden sind, haben des Königs Majestät unter Berücksichtigung der gemachten Vorschläge, soweit dieselben nicht die Einheitlichkeit der Maßregel berührten, folgendes Allerhöchst zu bestimmen geruht.«

Und nach einer Bestimmung der Siegelformen heißt es weiter: »Im goldenen Schilde ein schwarzer, goldbewehrter, rotgezungter, mit einer Herzogskrone gekrönter Adler, auf dessen Brust ein silberner Halbmond liegt, zwischen dessen aufwärts gerichteten Hörnern ein silbernes Kreuzchen hervorstößt.«

Auf der Mitte des oberen Schildrandes ruht ein mit einer Blätterkrone gekrönter stahlblauer offener Turnierhelm, aus dessen Krone eine mit einer doppelten Reihe von Pfauenfedern besetzte, fast kreisförmige, goldene Scheibe sich erhebt, in welcher der im Schilde beschriebene Adler wachsend erscheint.

Die Helmdecken sind inwendig von Gold, auswendig schwarz tingiert. Den Schild halten rechts ein mit Eichenlaub bekrönter wilder Mann, links ein geharnischter Ritter, der auf dem geschlossenen Helme einen Federbusch in den Provinzialfarben und über der rechten Schulter nach der linken Hüfte das Preussische Feldzeichen trägt. Jeder der beiden Schildhalter führt eine goldbesetzte und goldbefranzte Standarte, deren rechte im silbernen Fahnentuche den mit dem Kopfe gegen die Fahnenstange gewendeten königlich preussischen, deren linke den im Schilde beschriebenen schlesischen Adler im goldenen Fahnentuche zeigt.«

Das neue, der großen, wieder zu einer Einheit zusammengefügten Provinz Schlesien zu gewährende Wappen konnte auf alles das verzichten, was nur als Beiwerk und Ausschmückung anzusehen ist. Dabei war freiwillig Verzicht zu leisten auf Herzogskrone und ähnliche Sinnbilder, die unserer Zeit nicht mehr das aussagen, was ihre Stifter seinerzeit ausdrücken wollten. Das neue Wappen sollte schlicht und einfach schön sein, geschichtlich treu erneuert und im Gesamtbild zum Ausdruck eines Landes werden, das Friedrich der Große mit Recht als die Perle in seiner Krone bezeichnete.

Diesem Verlangen trug das Preussische Staatsministerium mit Erlaß vom 17. Juni 1939 Rechnung, in dem es den von Professor Otto Hupp (Schleisheim) in Zusammenarbeit mit dem Staatsarchiv Breslau und dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem hergestellten Entwurf seine Zustimmung gab und der Provinz Schlesien, mit Berechtigung vom 1. Mai 1939 ab, das neue Wappen verlieh, das folgende Erklärung führt: »Im goldenen Schilde ein rot bewehrter schwarzer Adler, dessen Brust mit einem steigenden silbernen Halbmond belegt ist.«

Und unter diesem Zeichen möge das Schicksal unseres Heimatlandes einer glücklichen Zukunft entgegengehen.

Landesrat Georg K a t e.

BERICHTE

Kopernikus-Preis für Professor Dr. Kuhn

Unser Mitarbeiter, Professor Dr. Walter K u h n, der bekannte Vertreter der Volkskunde an der Universität Breslau, erhielt für seine bahnbrechenden Forschungen über die deutschen Volkstumsinseln Polens den Kopernikus-Preis der Johann-Wolfgang-Goethe-Stiftung.

Wir hoffen, unseren Lesern schon im nächsten Heft wieder einen Aufsatz aus der Feder Professor Kuhns vermitteln zu können.

Beispielhaftes Heimatmuseum

Zu den jüngsten Heimatmuseen Schlesiens zählt das Museum der Stadt Striegau. Es kann als Beispiel dafür angesehen werden, wie sich auch eine Kleinstadt durch die Einrichtung eines Museums in den Dienst der Heimatgeschichte stellen kann. Wie Striegau und seine Umgebung, so hat wohl jede andere Stadt oder Landschaft des geschichtlich so bedeutungsvollen Gaues Schlesiens geschichtlich wertvolle Gegenstände, deren Sammlung und ständige öffentliche Schaustellung lohnt. Die Striegauer Sammlung umfaßt neben wertvollen vorgeschichtlichen Funden Schmuckgegenstände, Hausgerät und Waffen aus der Bronzezeit, Zunftgeräte, Handwerksarbeiten, Urkunden und vor allem eine lückenlose Auswahl der Werke Christian Günthers.

*

Deutsches Haus in Hohenstadt

In der Stadt Hohenstadt wird ein repräsentatives Deutsches Haus errichtet, das der Sammelpunkt des gesamten Deutschtums dieser Kreisstadt sein wird. In einer öffentlichen Feier wurde kürzlich der erste Spatenstich zum Neubau vollzogen.

Das Deutsche Haus am Marktplatz von Hohenstadt erhebt an der Stelle zweier alter unschöner Gebäude. Es wird außer den Fest- und Versammlungsräumen ein Lichtspieltheater, ein Kaffeehaus, Büchereiräume und Lesezimmer enthalten. Der Neubau wird sich dem Stil des altertümlichen Platzes gut einfügen, dabei aber den Erfordernissen der Zeit und seines Zweckes vollkommen entsprechen.

*

Löwenberger Blücherfest

Viele Städte Schlesiens veranstalten alljährlich Heimat- und Volksfeste und sind dadurch das Ziel zahlreicher Fremder. Eines der ältesten ist das Löwenberger »Blücherfest«, das diese anmutige Kreisstadt in den Vorbergen des Isergebirges nun schon seit 125 Jahren jeweils am letzten Sonntag im August feiert. Es war ursprünglich ein Dankesfest für die Befreiung der Stadt aus den Händen der Franzosen durch den Feldmarschall Blücher. Und noch heute gedenkt Löwenberg zu diesem Feste der Befreiungstat des »Marschall Vorwärts«. Darüber hinaus ist aber das »Blücherfest« zu einem wahren Volksfest geworden, das sich über vier Tage erstreckt.

*

Um Gaststätten schlesischer Art

Das Preisausschreiben der Unterabteilung Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe in der Wirtschaftskammer Schlesiens ist abgeschlossen. Es gingen 70 Entwürfe ein, die zu einer sehenswerten Schau im Poelzigbau vereinigt wurden. Der Zweck dieses Wettbewerbes war, die Entwicklung eines landschaftsgebundenen Stiles in der Gestaltung der schlesischen Gaststätte zu fördern - eine Aufgabe, die Pg. Stadtrat Erich Klemm seit der Übernahme seines Amtes als Leiter des gesamten schlesischen Gaststättengewerbes im Jahre 1933 zielbewußt verfolgt.

Auf der diesjährigen Jahrestagung des schlesischen Gaststättengewerbes untertrich auch Gauleiter-Stellvertreter Pg. Bracht die kulturelle Bedeutung der Gaststätte und damit auch die politische Wichtigkeit der Verschönerungsaktion. Die Berliner Zentralverwaltung brachte ihre Anerkennung für die Bestrebungen des Stadtrats Klemm dadurch zum Ausdruck, daß sie ihn mit der Gründung einer Arbeitsgemeinschaft für Gaststättenverschönerung beauftragte und nach dem Breslauer Muster auch in den übrigen Bezirksstellen Beratungsämter einrichtete.

Durch ein großzügiges Preisausschreiben sollten nun die schlesischen Baukünstler, Innenarchitekten und Kunsthandwerker für die Aufgaben der allgemeinen Umgestaltung der schlesischen Gaststätten, zu deren Finanzierung eine besondere Hilfsaktion beitragen soll, gewonnen werden. Es kam der schlesischen Wirtschaftskammer nicht auf eine allgemein neuzeitliche Gaststättenschablone, sondern auf die sinnfällige Darstellung schlesischer Art und Landschaft an. Daher wählte man zur Bearbeitung vier Gaststätten aus, die nach den preisgekrönten Entwürfen tatsächlich umgestaltet werden sollen, nämlich den Gerichtskretscham Hünern bei Breslau, den Gerichtskretscham Hartau bei Hirschberg, die Bürgerbräu-Bierstuben und die

Gaststätte »Zur Handwerkskammer« zu Breslau. Nach ihrer Umgestaltung werden diese Gaststätten wirkliche Muster ihrer Art für Schlesien darstellen.

Das Preisgericht fällt folgende Entscheidung:

1. Preis: 1000,- RM.: Hans Schindler, Maler, Leobschütz.
2. Preis: 700,- RM.: Hans Rädich, Diplom-Architekt, Leobschütz OS., und Hans Schindler.
3. Preis: 500,- RM.: Josef Jorachky, Regierungsbaureferendar, Breslau.

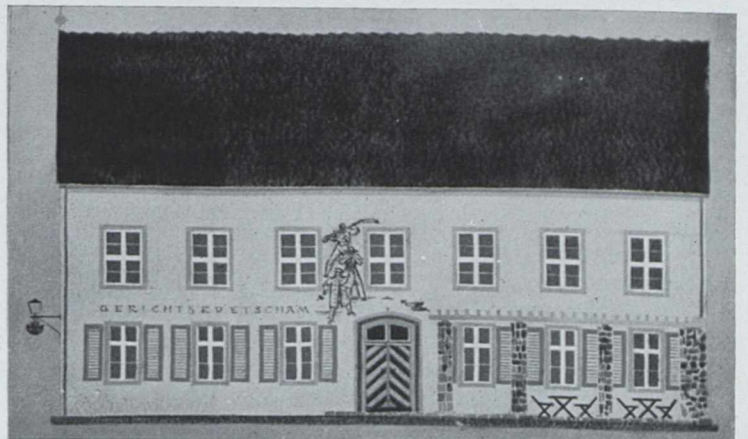
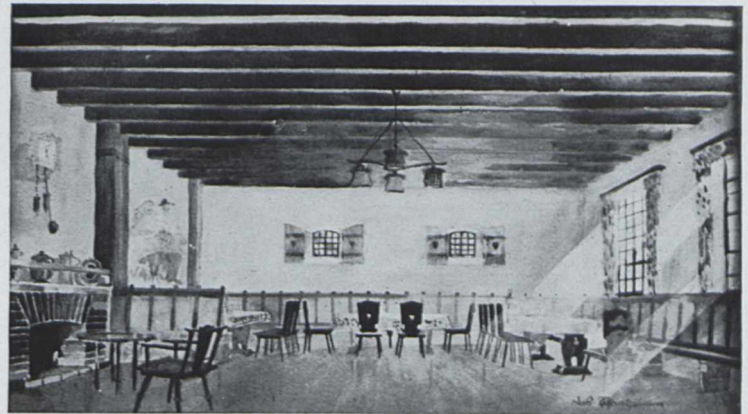
Sechs weitere Entwürfe wurden angekauft.

Die Ausstellung im Poelzigbau zeigte, daß die Wettbewerber den Sinn des Preisausschreibens durchweg begriffen hatten. Sie war eine anregende Sammlung der schöpferischen Kräfte, die nunmehr in die Lage versetzt werden sollen, ihre Gedanken in der Praxis auszuwerten. Immer wieder gefiel die werkgerechte Verarbeitung und Verwendung deutschen Materials - schmiedeeiserne Laternen, ebensolche Aushängeschilder, Klappläden, Laformalereien, Mineralfarbenbeschriftung auf dem Putz, Walmdächer, Fachwerk, kernige Holzdecken, Kachelöfen mit gemütlichen Ofenbänken. Das Deutsche Heimatwerk bereicherte die Ausstellung überdies durch eine Schau volkstümlich-heimatlicher Möbel und Einrichtungsgegenstände und demonstrierte die unverwüsthliche Lebensfähigkeit alter bäuerlicher Handwerkskultur.

Dr. A. B.

1., 2. und 3. Preis

3. Aufl.: Karl Franz Klofe





Blick auf Bad Charlottenbrunn

Aufn.: Karl Franz Klose

VERKEHR

Der Reichsausschuß für Fremdenverkehr in Breslau

Am 19. und 20. Juni 1939 war der Reichsausschuß für Fremdenverkehr zu einer Tagung in Breslau versammelt. Während der erste Tag hauptsächlich der Besichtigung der Reichsanstalt für das deutsche Bäderwesen in Breslau diente, fand am zweiten Tage die Haupt Sitzung im Fürstenaal des Breslauer Rathauses statt. Leider war es dem Leiter des deutschen Fremdenverkehrs, Herrn Staatssekretär Effer, nur möglich, kurze Zeit am Nachmittag des 19. Juni im Kreise der Mitglieder des Reichsausschusses zu weilen. Es wurde nur kurz die neugestaltete Jahrhunderthalle besichtigt. In der Reichsanstalt für das deutsche Bäderwesen fanden Vorträge, die über die bisherige Arbeit der Anstalt aufklärten und eine Besichtigung unter Führung des Direktors der Anstalt Professor Dr. Vogt, statt.

Auf einer kurzen Stadtrundfahrt wurden die Hauptsehenswürdigkeiten Breslaus besichtigt, von denen vor allem das Hermann-Göring-Sportfeld und ebenfalls die Jahrhunderthalle einen ausgezeichneten Eindruck bei den Teilnehmern hinterließen. Am gleichen Abend fand ein Empfang im Remter des Rathauses statt, auf dem Bürgermeister Schönwälder die Gäste im Namen der Stadt herzlichst begrüßte.

Im Mittelpunkt der Sitzung des Reichsausschusses am 20. Juni, vormittags, im Fürstenaal des Breslauer Rathauses stand ein Referat des Oberregierungsrates Dr. Hesse vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda über »Wichtige Aufgaben der Fremdenverkehrsförderung«. Herr Dr. Hesse führte dabei etwa folgendes aus:

Nach Weifung des Staatssekretärs Hermann Effer werden die zentralen Aufgaben in der Abteilung Fremdenverkehr des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda unter Abteilungsleiter Dr. Mahlo zusammengefaßt. Dem Staatssekretär steht der Reichsausschuß für Fremdenverkehr zur Seite. Die Werbung innerhalb Deutschlands und die Förderung des Fremdenverkehrs liegt dem Reichsfremdenverkehrsverband ob. Diesen Aufgaben dient auch das amtliche Reichsorgan »Der Fremdenverkehr«, das wöchentlich erscheint.

Ab 1. April 1939 ist an die Seite des Reichsfremdenverkehrsverbandes als Organisation des ständischen Aufbaus die Reichsgruppe Fremdenverkehr mit ihrem Hauptfaktor Wirtschaftsgruppe Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe getreten. Dadurch erfahren die wirtschaftlichen Unternehmungen die entsprechende Ausrichtung. Das Gegenstück der Reichsgruppe Fremdenverkehr ist das Fachamt Fremdenverkehr in der Deutschen Arbeitsfront, dem die Betreuung aller zu dieser Gruppe gehörenden schaffenden Volksgenossen obliegt. Die Werbung des Fremdenverkehrs im Ausland befragt die Reichsbahnzentrale für den deutschen Reiseverkehr. Die wissenschaftlichen Aufgaben werden vom Statistischen Reichsamte und von der Reichsanstalt für das deutsche Bäderwesen, deren Sitz ja bekanntlich in Breslau ist, betreut.

Folgende neuen Einrichtungen sind im Entstehen: Die Akademie für Deutsches Recht hat einen Ausschuß für Fremdenverkehrsrecht errichtet, dessen Präsident Staatssekretär Effer ist. In Frankfurt am Main wird durch die Reichsgruppe Fremdenverkehr ein wissenschaftliches Institut gebildet, das vor allem die wirtschaftspolitischen Fragen und die Statistik des Fremdenverkehrs unteruchen soll. Im Herbst d. J. werden in Wien Kurse beginnen, die von Hotelchefs, Leitern von Reisebüros usw. erstmalig besucht werden, um sie in die großen Zusammenhänge einzuführen, innerhalb deren sie ihre Betriebe aufzubauen haben.

Eine Reihe von großen Veranstaltungen wird in diesem Jahre und im folgenden das Gesicht des deutschen Fremdenverkehrs prägen. Während der kommende Winter im Zeichen der Winterolympiade in Garmisch-Partenkirchen stehen wird, sind vor allem vier große Veranstaltungen für den Sommer 1940 wesentlich:

Internationale Verkehrsausstellung in Köln,
Gutenberg-Jahr in Mainz,
Gutenberg-Ausstellung in Leipzig,
Passionspiele in Oberammergau.

Zuletzt wurden einige wichtige Gegenwartsfragen aus der sonstigen Arbeit des Fremdenverkehrs in Deutschland behandelt: Propaganda für die Motorisierung Deutschlands und die Hebung der Autotouristik, Werbung durch Film und Funk, die Anpassung der Schulferien an die Bedürfnisse des Fremdenverkehrs, die Regelung der Privatzimmervermietung und schließlich auf internationalem Gebiet: Reiseverkehrsabkommen, Kontingente für Gesellschaftsreisen, Anzeigenwerbung.

Im Laufe dieses Jahres wächst am Runden Platz in Berlin das Haus des deutschen Fremdenverkehrs empor. Es ist das Bestreben aller Dienststellen des Fremdenverkehrs, durch unermüdete Arbeit unter der Führung von Staatssekretär Hermann Effer dazu beizutragen, daß dieses erste Haus an der Prachtstraße den stolzen Namen, der ihm gewidmet ist, mit Recht führt.

Nach Schluß der Sitzung fuhren die Teilnehmer nach Bad Salzbrunn, wo die neuen, prachtvollen Anlagen des Kurmittelhauses, die der preußische Staat erst in jüngster Zeit in Bad Salzbrunn geschaffen hat, besichtigt wurden. Durch die Fahrt von Salzbrunn über Striegau nach Liegnitz konnten die Herren wenigstens noch einen kleinen Einblick in die schlesische Landschaft gewinnen.

Wir dürfen mit Freude feststellen, daß die Tagung und der kurze Streifzug, der durch Breslau und einen kleinen Teil schlesischen Landes gemacht werden konnte, uns in diesem Kreise der Fachmänner des deutschen Fremdenverkehrs neue Freunde geschaffen hat.

Dir. Günther Nohl

im Kinderland

Die Einrichtung von Kindergärten ist eine der vielen wesentlichen Aufgaben und Maßnahmen, die die NS.-Volkswohlfahrt eben zur Wohlfahrt des Volkes durchführt. Hier betreut sie schon die Jüngsten der Nation in gesundheitlicher, charakterlicher und erzieherischer Hinsicht.

Mit den Erntekindergärten will die NSV. in erster Linie der Landfrau helfen. Indem die Kleinkinder der Landbevölkerung hier während der Zeit der Sommermonate Aufnahme finden, werden alle verfügbaren Arbeitskräfte auf dem Lande frei, um eingesetzt zu werden für die Arbeit der Ernte.

Daß diese Gewinnung von Arbeitskräften von der Anzahl der Erntekindergärten und der NSV.-Kindergärten überhaupt abhängig ist, versteht sich von selbst. Aufgabe jedes deutschen Volksgenossen ist es, durch seine Mitarbeit und seinen Beitritt der NS.-Volkswohlfahrt und damit seinem Volke zu helfen.



2 Aufn.: Margot Leinkauf



Der »Vater der deutschen Dichtkunst« – ein Schlesier

Zum 300. Todestage von Martin Opitz

Von früh bis spät rumpelte der Pestkarren durch die Straßen Danzigs. Ein Menschenleben galt nichts mehr, und mit den zahllosen Toten machte man nicht viel Federlesens. Aber am 22. August 1639 verkündete das feierliche Glockengeläut der Marienkirche und das in ihr stattfindende prunkvolle Leichenbegängnis, daß sich die Pest ein Opfer von besonderer Bedeutung geholt hatte. Der wohllede, hochgelahrte Herr Martin Opitz von Boberfeld war es, vom Kaiser gekrönter Dichter, kgl. Hofhistoriograph, ein vielgewandter und »gereifter Diplomat und berühmter Gelehrter. Die zahlreichen ihm gewidmeten, dem Stil der Zeit entsprechend überschwenglichen Nachrufe nannten ihn »Herzog deutscher Saiten«, »Phönix und Fürst aller deutschen Poeten«, und Paul Fleming, der Dichter geistlicher Lieder, schrieb: »So zeuch auch du denn hin in dein Elyferfeld, du Pindar, du Homer, du Maro unserer Zeiten, und menge dich mit diesen großen Leuten, die ganz in deinen Geist sich hatten hier verstellt«.

Mancher von seinen Zeitgenossen als wahres Wundertier gepriesene Mann ist bald in völlige Vergessenheit geraten. Aber noch hundert Jahre nach Martin Opitz' Tode stimmt Gottsched eine Lobrede auf ihn an, nennt ihn den »Vater der deutschen Dichtkunst«, und auch für uns besitzt sein Name noch Klang. Opitz ist nicht nur der verdienstvolle Begründer der sog. 1. Schlesischen Dichterschule, sondern tatsächlich der eigentliche Lehrmeister der neueren deutschen Poesie, dessen Regeln bahnbrechend wirkten und bis heute noch Geltung haben. – Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war die Wirkung des Humanismus noch so stark, daß die lateinische und die griechische Sprache ihre Vorherrschaft im Schrifttum behaupteten. Die Meisterfinger waren – dreißig Jahre nach dem Tode von Hans Sachs – in leeren Formen erstarrt, und nur das aus der Reformation entstandene geistliche Lied hatte gewisse Bedeutung erlangt.

Da erschien im Jahre 1617 die Schrift eines Studenten, des neunzehnjährigen, in Bunzlau geborenen Martin Opitz, die den Deutschen von der Kraft und Schönheit ihrer Sprache, der Tapferkeit und Sittenreinheit ihrer Vorfahren erzählte und sie aufforderte, sich an den französischen und italienischen Dichtern ein Beispiel zu nehmen und eine deutsche Dichtkunst zu schaffen, wie jene eine solche ihres Vaterlandes hervorgebracht hatten. Opitz versuchte gleichzeitig in dem kleinen, allerdings noch lateinisch abgefaßten, »Aristarchus« genannten Werk einige Regeln für einen deutschen Versbau aufzustellen.

Martin Opitz setzte 1618 in Frankfurt a. O., 1619 in Heidelberg seine philologischen und philosophischen Studien fort und widmete sich gleichzeitig der Rechtswissenschaft, da er als Jurist schneller zu einflußreicher Stellung gelangen zu können glaubte. Vor den Kriegswirren – der Krieg, der dreißig Jahre dauern sollte, begann – floh er nach Leiden, dann zusammen mit seinem Studienfreund Hamilton nach Jütland. Aber die Sehnsucht nach der schlesischen Heimat trieb ihn wieder nach Hause, und er trat (1621) in die Dienste des Herzogs von Liegnitz. Im Jahre 1624 erschien ein Band Gedichte und jenes Werk, das seinen unvergänglichen Ruhm begründete: Das »Buch von der deutschen Poeterei«. Was er im »Aristarchus« nur skizzenhaft angedeutet hatte, faßte er hier in einem gründlichen, auf großer Sachkenntnis und schöpferischem Denken beruhenden Lehrbuch zusammen. In ihm kommt er nach Erläuterung der einzelnen Dichtungsarten zu dem Schluß, daß zu einer rechten deutschen Poeterei weder das einfache Silbenzählen der Meisterfinger noch das Messen der Längen und Kürzen der Antike taue, sondern daß der deutschen Sprache gemäß ein regelmäßiger Wechsel von betonter und unbetonter Silbe sei. Als Versmaß empfiehlt er den sog. »Alexandrin«. Den Dichtern gebot er Fleiß und ernstes Arbeiten sowie ein tugendhaftes Wesen, damit ihr Stand zu größerem Ansehen gelange.

Das »Buch von der deutschen Poeterei« machte den siebenundzwanzigjährigen Verfasser zum berühmten Mann, und als er im folgenden Jahr dem Kaiser Ferdinand II. ein im Zeitstil schwungvolles Trauer-

gedicht auf den Tod seines Bruders, des Erzherzogs Karl, Fürsterzbischof von Breslau, gewidmet hatte, wurde er mit dem Dichtlorbeerkrantz gekrönt – der erste, dem diese Auszeichnung wegen deutscher Dichtungen zuteil wurde! Nach weiteren drei Jahren, die er im Dienste der schlesischen Herzöge und des Kammerpräsidenten von Schlessien, Burggrafen Karl Hannibal zu Dohna, verbrachte, wurde er unter dem Namen Opitz von Boberfeld geadelt.

Ungeachtet seines diplomatischen Dienstes, der Martin Opitz durch ganz Deutschland und auch nach Österreich, Frankreich, Schweden und Polen führte, entfaltete er eine reiche schöpferische Tätigkeit. Nur wenig ist davon aber noch für uns von Bedeutung. Längst in Vergessenheit geraten sind die zahlreichen, seinen hohen Gönnern gewidmeten Dichtungen anlässlich von Geburtstagen, Hochzeiten, Begräbnissen und anderen Gelegenheiten. Nur noch der Literaturgeschichte gehören auch die lehrhaften Gedichte an, die meistens ebenfalls der Verherrlichung hochgestellter Persönlichkeiten galten, wie zum Beispiel die Dichtung »Vielgut«, die das Leben auf einem gräflich Schaffgotsch'schen Landgut in der Nähe von Oels zum Gegenstand hat. Man begann damals Geschmack am Landleben zu finden, verfaßte »Schäferspiele«. Die »Schäferin von der Nympe Hercynia«, die Opitz 1629 dichtete, ist trotz des griechischen Namens der Nympe eine gute schlesische Angelegenheit, denn sie spielt im Riesengebirge, und es erscheint fogar – zum ersten Male in der Dichtung – der Berggeist Rübezahl. Auch manches hübsche Trink- und Liebeslied ist auf uns überkommen und manches Gedicht, das reizende Naturschilderungen enthält. Schließlich sollen die tiefempfundenen »Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges«, vielleicht seine besten Dichtungen, und die Herausgabe des mittelhochdeutschen »Annoliedes« nicht unerwähnt bleiben. Wir sehen, daß der Dichter sich in einer Zeit, die teils die Antike nachbetete, teils alles Ausländische bewunderte, bewußt immer wieder deutschen, ja heimatlichen Stoffen zuwandte. Die Verehrung seiner Zeitgenossen, die Opitz als ihren Lehrmeister anerkannten, war darum wohlverdient und wird auch von uns noch verstanden, denn Opitz war wirklich, wie Gottsched sagte, der »Vater der deutschen Dichtkunst«.

Franz Heinrich Pohl.

*

Otto Finsch – ein schlesischer Kolonialpionier

Am 8. August 1939 sind hundert Jahre vergangen, daß »dem in Bad Warmbrunn lebhaft gewesenen angesehenen Bürger, Glas- maler, Glashändler und Postmeister Moritz Finsch, der aus Thüringen stammte, ein drittes Söhnlein geboren wurde: Friedrich Hermann Otto«.

Professor Dr. Otto Finsch zählt zu den großen deutschen Forschern, die sich besonders als Kolonialpioniere hervorragende Verdienste erworben haben. Völlig friedlich und ohne jede Waffengewalt hat er auf Neuguinea dem deutschen Volke ein reiches Tropenland von einer Ausdehnung von 240 000 Quadratkilometer gewonnen. Seine Taten und wissenschaftlichen Werke brachten ihm die Würde eines Ehrendoktors und den Professorentitel ein. Nach einer segensreichen Tätigkeit als Konservator in Leiden und später in Braunschweig starb Finsch am 31. Januar 1917.

Die Stadt Bad Warmbrunn benannte eine ihrer schönsten Straßen »Otto-Finsch-Straße«. Am 8. August wird in der Geburtsstadt des großen Schlesiens ein Denkmal enthüllt, das immer an ihn erinnern wird.

*

Musikdirektor Max Kaden +

Ende Juni verschied unerwartet der Leiter der über die Grenzen Schlesiens hinaus bekannten Waldenburger Bergkapelle, Musikdirektor Max Kaden.

Max Kaden wurde am 22. Mai 1876 in Freiburg in Sachsen geboren. Über 41 Jahre gehörte er der Waldenburger Bergkapelle als Mitglied an, davon 32 Jahre als Dirigent und verantwortlicher geschäftsführender Leiter. Durch seine Tätigkeit hat er sich in den weitesten Kreisen großer Beliebtheit erfreut, darüber hinaus aber erwarb er sich um das Musikleben des Waldenburger Berglandes und die Musikkultur von ganz Schlessien große Verdienste. Am 1. April d. J. ist sein Orchester vom Präsidenten der Reichsmusikkammer, Professor Dr. Peter Raabe, zum Kulturchestler erhoben worden.

Im Dienste schlesischer Kunst

Aus Anlaß der Eröffnung der Schlesischen Kunstausstellung 1939 im Poelzig-Bau in Breslau am 27. August bringen wir nachstehend einen Bericht über die Arbeit der Kunstausstellungsleitung Schlesien e. V. Mit der Schlesischen Kunstausstellung ist eine Sonderchau geschlossener Kollektionen von Arbeiten aus anderen Gauen verbunden. Wie durch die schlesischen Wanderausstellungen im Reich wird durch diese Sonderchau ein Kulturaustausch der Gauen angebahnt, der dazu helfen wird, auch auf kulturellem Gebiet die isolierte Stellung des Grenzlandes zu durchbrechen.

Es ist im vergangenen Jahrzehnt viel geschrieben und geredet worden von der notleidenden Kunst; auch dann noch, als Deutschlands Wirtschaft auf allen Gebieten aufblühte, als statt der Zahl der Arbeitslosen ansteigend die Zahl der fehlenden Arbeitskräfte gebucht werden mußte. Wohl haben auch die künstlerisch Schaffenden langsam teilgenommen an diesem Aufstieg. Aber dennoch konnte der Ruf von der Not der Schaffenden nicht verstummen, und am allerwenigsten im Grenzland, das immer weit mehr Kraft für die Sicherung der einfachen Lebensmöglichkeiten aufbringen muß, ehe es an die Entwicklung und Förderung seiner kulturellen Kräfte denken darf. Der Ruf von der Notlage der Kunst verhallte nicht ungehört. Hier und da war man bemüht, nach Maß der eigenen geringen Kräfte beizutragen zur Linderung dieser Not. Immer stärker, immer unausweichlicher machte sich die Einsicht geltend, daß nur ein zielbewußter, zum Äußersten bereiter Einsatz von Realisten der Kulturpolitik der Gefahr steuern und in letzter Stunde verhindern könne, daß die stärksten künstlerischen Kräfte die Heimat verlassen, daß die Werkstätten eines alten bodenständigen Kunsthandwerks verwaifen und wertvollstes Kulturgut für immer verloren und nicht wieder aufzubauen ist, weil die lebendige Tradition abbrach. Mit dieser Gefahr wurde zum ersten Male vielen bewußt, daß die Notlage der Kunst keine soziale Frage ist, sondern eine Lebensfrage für uns alle, daß es um die Entscheidung geht, ob das kulturelle Schaffen, das noch immer vor der Geschichte die Leistungszeugnisse eines Volkes abgegeben hat, die schlesische Heimat verläßt und den Grenzraum den Einflüssen fremder benachbarter Kulturen preisgibt. Man sprach nicht mehr so viel von der Not der Kunstschaffenden, sondern begann sich auf die Werte der Kunst für jeden einzelnen und für die Gesamtheit des Stammes und Volkes zu befragen. Langsam wurde wieder der Reichtum an Gefühlswerten erfüllt, der unserer

Leben Freude und die bindende innere Beziehung zu unserer Umwelt gibt. Langsam wurde die Verantwortung vor der Zukunft bewußt. Auf diesem Boden entstand und wuchs die Kunstausstellungsleitung Schlesien e. V. als Arbeitsgemeinschaft zur Förderung der bildenden Kunst und sammelte um sich alle, in denen die Verantwortung wach war und der Glaube an die völkische Aufgabe der Kunst brannte, die schlesischen Gemeinden und Behördenstellen, denen in der Kunstausstellungsleitung stets bereite künstlerische Berater zur Verfügung stehen, ebenso wie die privaten Freunde der Kunst.

Heute, da die Kunstausstellungsleitung Schlesien das zweite Jahr ihrer Tätigkeit abgeschlossen hat, läßt sich sagen, daß diese Arbeitsgemeinschaft die Kräfte in sich hat, die ihr gestellte Aufgabe zu erfüllen. Diese Aufgabe kann sich nicht erschöpfen in der üblichen Tätigkeit eines Kunstvereins. Die Kunstausstellungsleitung Schlesien mußte vielmehr zu einem stets einsatzbereiten Instrument der einheitlich ausgerichteten Kulturpolitik des gesamten Gaus werden. Ihr Dienst an der Kunst geschieht nicht um des einzelnen Künstlers oder Kunstwerkes willen, immer steht hinter all ihrer Arbeit die höhere Verantwortung vor der kulturellen Gesamtaufgabe der Heimat. Immer mehr auch müssen die Künstler selbst von dieser Aufgabe erfaßt werden und in dieser Arbeit zu einer Gemeinschaft zusammenwachsen, in der jeder weiß, daß er für die Gesamtheit um der Lösung der großen Aufgabe willen einzustehen hat.

In der Arbeit der Kunstausstellungsleitung Schlesien werden viele Wege zu dem gleichen Ziel begangen, dem schlesischen Kunstschaffen die Voraussetzungen zu erwirken für die Erfüllung seiner kulturellen Sendung im Grenzland und damit für das ganze Volk. Der eine Weg ist die Veranstaltung von **Ausstellungen**. Wie alljährlich wurde auch in diesem Jahr die Große Schlesische Kunstausstellung mit ihrer einheitlichen Ausrichtung und repräsentativen Wirkung in Breslau vom 10. November bis 26. Dezember 1938 veranstaltet, mit der zum ersten Male die Verleihung des Schlesischen Kunstpreises verbunden war. Die Gegenüberstellung von schlesischen Arbeiten und erlenen Stücken aus anderen Gauen des Reiches in der Abteilung des Kunsthandwerks in dieser Ausstellung bewies, daß schlesisches Schaffen einem solchen Vergleich durchaus gewachsen ist. Ein guter Verkauf und die Besucherzahl von 7000 ermöglicht, das Echo dieser Ausstellung festzustellen. Während der Gaukulturwoche wurde vom 14. bis 19. Februar 1939 in Hirschberg eine Schlesische Kunstausstellung gezeigt, an der sich auch Künstler aus Sudetenschlesien beteiligten. Gleichfalls im Rahmen der Gaukulturwoche war in Greiffenberg eine kleine Schau zusammengestellt worden. Das Bestreben, auch die kleinen Städte Schlesiens und vor allem die der Grenzbezirke an Kunstausstellungen teilhaben zu lassen, wird weiter verfolgt



Breslau, Trauentzienplatz

**Das Haus
für gute Bekleidung
und Artikel des
täglichen Bedarfs**

Für jede Reise: Reisebüro AWAG

werden. Auch eine Ausstellung in Glogau vom 30. September bis 9. Oktober 1938 wurde beschickt.

Das Schwergewicht der Ausstellungsarbeit liegt darin, andere Gauen des Reiches dem schlesischen Kunstschaffen zu öffnen und dadurch wirtschaftlich und ideell sein Wirkungsbereich zu erweitern. Gerade Schlefien, dessen künstlerische Kräfte im Kampf um die Selbstbehauptung mit der Wachheit des Grenzlandmenschen immer den natürlichen Kräften des Bodens und des Volkstums sich nahe gehalten haben, hat ein Anrecht auf die Beachtung im übrigen Reich. Doch nur sorgsam zusammengestellte Ausstellungen sind geeignet, diesem Anspruch Schlesiens Gehör zu verschaffen. Man darf behaupten, daß den von der Kunstausstellungsleitung Schlesiens bisher veranstalteten Wanderausstellungen das gelungen ist, denn einige Städte des Reiches sind bereits von sich aus mit dem Wunsche an die Kunstausstellungsleitung Schlesiens herantreten, die schlesische Schau auch in ihre Mauern zu übernehmen.

Die erste Wanderausstellung schlesischer Kunst wurde in Stuttgart vom 1. bis 31. Oktober 1938 gezeigt. Nach der Breslauer Ausstellung folgte dann die repräsentative Schau von Plastik, Malerei, Graphik und Kunsthandwerk in allen Räumen des Hauses der Kunst in Berlin vom 28. Januar bis 26. Februar 1939. Vom 12. März bis 10. April d. J. wurde die Plastik, Malerei und Graphik dieser Ausstellung in Rostock gezeigt, während das schlesische Kunsthandwerk in Ergänzung der Oktober-Ausstellung in Stuttgart ausgestellt war. Im Anschluß an Rostock wurde die Schau in Lübeck gezeigt. Zur Zeit befindet sie sich, wesentlich ergänzt und erweitert, in der Kunsthalle in Hamburg.

Die Beteiligung Schlesiens an einer Kunsthandwerkschau in Königsberg im August 1938, vor allem aber die Vorbereitung der eigenen Ausstellungen im übrigen Reich und die Beschickung der Internationalen Handwerksausstellung in Berlin vom Mai bis Juli 1938, von der das Bunzlauer Braunzeug einen Ehrenpreis nach Schlefien holte, haben gezeigt, wie notwendig es ist, einen gewissen Bestand an kunsthandwerklichem Ausstellungsgut jederzeit bei der Hand zu haben, um jede Gelegenheit, schlesisches Schaffen zu zeigen, nutzen zu können. Deshalb wurde mit dem Aufbau einer derartigen eigenen Kollektion der Kunstausstellungsleitung, die von Zeit zu Zeit zu ergänzen wäre, begonnen.

Diese Ausstellungen sind im Grunde nicht Selbstzweck, sondern sollen nur dazu helfen, daß einer, der sich ein Haus baut, zum Künstler gehe und mit ihm bespreche, welches Bild er sich in sein Haus wünscht. Die Kunstausstellungsleitung Schlesiens hat aber auch noch andere Wege eingeschlagen, dem schlesischen Kunstschaffen den gefunden wirtschaftlichen Boden zu sichern, durch die Schaffung von Verkaufsmöglichkeiten und die Vermittlung von Aufträgen, an denen auch die künstlerische Leistung wächst. Nicht das von Zeit zu Zeit zugehobene Brot lindert die Not, sondern allein die Möglichkeit, selbst Korn zu bauen. Vom 27. November bis 26. Dezember vergangenen Jahres fand in Zusammenarbeit mit der NSV. eine gleichfalls von der Kunstausstellungsleitung betreute Ausstellung Graffhafter Volkskunst in der Halle des Breslauer Rathauses statt mit dem traditionellen Weihnachtsverkauf des Kunsthandwerks. Entsprechend der ungeheuren Besucherzahl dieser Ausstellung von 54 000 war auch hier der Verkauf befriedigend. Eine besondere Maßnahme zur Förderung des Kunsthandwerks konnte die Kunstausstellungsleitung anlässlich des Deutschen Turn- und Sportfestes durchführen. Durch Aufnahme von Darlehen wurde es möglich, für 12 000 Mark Aufträge auf Festandenken an die schlesischen Werkstätten zu geben. Diese Andenken wurden auf einem eigenen Stand in der Ladenstraße des Sportfeldes verkauft und haben schlesisches Schaffen in manches Heim im ganzen Reich wie im Ausland getragen. Kulturell bedeutet diese Maßnahme einen mutigen Vorstoß gegen den Andenkenkitsch.

Diese Ausführungen zeigen, wieviel fruchtbare Arbeit bisher geleistet wurde im Dienste der schlesischen Kunst und damit der deutschen Kunst und des deutschen Volkes. Es wäre aber verfehlt zu sagen, daß der Erfolg der bisherigen Arbeit beweise, daß das Werk aufgebaut sei und von selbst weiterwirke. Alle Hände werden gebraucht, auch weiterhin mitanzupacken und das Werk zum Ziel zu bringen.

Schwerdt.

THEATER

Zum Abschluß der diesjährigen Spielzeit hat uns das Breslauer Schauspielhaus noch ein ganz entzückendes, graziöses Luftspiel beschert. Die Komödie »Aimée« von Heinz Coubier (der Verfasser ist übrigens kein Franzose, sondern Deutscher und führt im bürgerlichen Leben den Namen Kuhn) ist bereits an vielen größeren deutschen Bühnen aufgeführt worden und hat auch in Breslau den denkbar besten Eindruck hinterlassen. Es ist die leichtbeschwingte Atmosphäre des Rokoko, die dem Stück den wirkungsvollen Hintergrund verleiht. Dieses Rokokomilieu mit dem zauberhaften Spiel im nächtlichen Luftschloßchen, das da zwischen einer entzückenden jungen Dame und zwei streitbaren Kavalieren abrollt, macht den ganzen Inhalt der Komödie aus, bei der nur ganz aus weiter Ferne die dunklen Schatten der französischen Revolution sichtbar werden.

In dem Luftspiel Coubiers, das sich hoffentlich in die nächste Spielzeit hinüberretten wird, sprüht es nur so vor überraschenden Einfällen und geistreichen Pointen. Ein wahres Feuerwerk geschmackvoller Bonmots wird auf die Zuhörer losgelassen. Das Publikum amüsiert sich köstlich über die vielen geistreichen Wortgefechte, die zwischen den vier Personen des Stückes geführt werden. Der »gesunde Menschenverstand« der beiden Rivalen muß schließlich doch - wie sollte das Stück einer galanten Zeit auch anders enden? - vor der weiblichen Schlaueit und Koketterie, vor so viel Anmut und Liebreiz die Waffen strecken. Das ist alles so fein und elegant gemacht, daß man die feine Ironie, die über dem Ganzen liegt, lächelnd mit in Kauf nimmt.

Armas Sten Fühler hatte sich mit viel Liebe des Stückes angenommen und für eine eindrucksvolle Inszenierung Sorge getragen. Eine Probe feines beachtenswerten schauspielerischen Könnens bot er überdies in der Rolle des Dieners Jean. Verführerisch und kokett erlebte man Brigitte König als Aimée, ein charmantes, bezauberndes Wesen in Puderperücke und Reifrock. Daneben Werner Jantsch als adliger Kavalier mit verbindlichem Lächeln um die Mundwinkel, untadelig in Haltung und Spiel. Derb und ungeschlachten, ganz auf den Revolutionär zugeschnitten, polterte der Jakobiner Georges durch den Salon, der von Otto Nißl mit feiner Einfühlung dargestellt wurde.

Es war ein unterhaltender Abend, bei dem das Publikum voll auf seine Rechnung kam. Herbert Lindner.

*

Das Oberschlesische Landestheater in der Spielzeit 1938/39

Mit einer Aufführung von Suppés Operette »Fatinitza« hatte das Oberschlesische Landestheater Beuthen am 30. April seine Spielzeit abgeschlossen. Vor Beginn des Theaterwinters war die Beuthener Bühne auf neue Grundlagen gestellt worden. Die Aufgabe des neuverpflichteten Intendanten Heinz Huber, den die reiche Erfahrung aus seinem Kampf um ein deutsches Theater in Saarbrücken während der Abstimmungszeit besonders berufen machte, war es, nahezu fünfzig neue Mitglieder zu einer Werkgemeinschaft zu verschmelzen, die den erhöhten Anforderungen eines Grenzlandtheaters gerecht werden kann. Der reiche Erfolg, der sich zumal in einer stetig ansteigenden Besucherzahl erwies, gab dem von ihm eingeschlagenen Wege eines auf das Heldische und Volkstümliche gestellten Spielplanes bei größtmöglicher künstlerischer Leistungshöhe recht.

Insgesamt weist der Arbeitsrückblick des Oberschlesischen Landestheaters 383 Veranstaltungen nach, von denen 172 auf das Schauspiel, 72 auf die Oper und 109 auf die Operette entfallen, wozu noch 14 Sinfoniekonzerte, Bunte Abende und Gastspiele treten. Eine Neuinszenierung des Oberspielleiters Hermann Krüger von Kolbenheyers »Jagt ihn - ein Mensch!« bildete den Abschluß der Schauspielarbeit. - Eine völlige Regeneration war bei der Oper durchzuführen, wo die Aufführungen von Richard Wagners »Fliegendem Holländer« (Inszenierung Heinz Huber, elf Vorstellungen) und Siegfried Wagners »Bärenhäuter« (Inszenierung Alfred Otto) beachtenswerte Höhepunkte bedeuteten. Bereits durch die festliche Spielzeiteröffnung mit

Beethovens »Fidelio« (Inszenierung Heinz Huber) konnte sich die Oper, an deren Erfolg neben dem großen Orchester des Landestheaters unter seinem verdienstvollen Leiter Erich Peter unter anderem Anneliese Weis und Kammerfänger Gustav Sauer maßgeblich beteiligt waren, die ungeteilte Zuneigung des Publikums gewinnen. - In der Operette steht Johann Strauß' »Fledermaus« mit 25 Aufführungen an der Spitze.

Als Gäste konnte die Intendanz //Oberführer Staatorat Hans Hinkel und den Dichter Reichskulturkenator Friedrich Bethge in Feierstunden begrüßen, während ein eingehender Besuch des Herrn Präsidenten der Reichstheaterkammer, Reichskulturkenator Ludwig Körner, die Bedeutung unterstrich, die dem Beuthener Theater als Vorposten deutschen Kulturschaffens an der polnischen Grenze zukommt. Es gehört zu den wenigen Bühnen, die außerhalb der Reichsgrenzen spielen: 30 Vorstellungen in Ost-Oberschlesien - 27 in Kattowitz, 2 in Rybnik, eine in Pleß - konnten auch in der abgelaufenen Spielzeit durchgeführt und damit den Volksdeutschen jenseits der Grenzen deutsche Kunst nahegebracht werden.

*

Das Oberschlesische Grenzlandtheater bereitet in seiner Sommerspielzeit in den Bädern Bad Kudowa und Bad Reinerz für den 24. Juli die Erstaufführung des Lustspiels »Die Primanerin« von Graff, vor. Die erste Aufführung erfolgt in Kudowa. Gleichfalls für Kudowa wird für den 27. Juli die Erstaufführung der Götze-Operette »Schwarze Hufaren« vorbereitet. In Reinerz soll am 25. Juli bei günstiger Witterung eine Wiederholung der Operette »Der Vetter aus Dingsda« im Freien stattfinden. Für den 5. August ist eine Neueinstudierung der Götteschen Komödie »Ingeborg« in Bad Reinerz vorgesehen. Am 10. August soll in Kudowa die Wiederaufnahme des »Zigeunerbarons« erfolgen. In Bad Reinerz sind für den August einige Freilichtaufführungen vorgesehen, und zwar im Kurpark, im Garten der »Älten Schmelze« und am Dengler-Teich.

*

Die Schlesische Landesbühne in Bad Salzbrunn. Am 12. Juni eröffnete das Kurtheater in Bad Salzbrunn unter der Leitung von Intendant Wagener wieder seine Pforten. Wie in den letzten fünf Jahren, ist auch für diesen Sommer die Durchführung der Spielzeit der Schlesischen Landesbühne, die in ihren Spielgruppen Brieg, Bunzlau und Glogau die Winterspielzeit beendet hat, übertragen worden.

Es ist eine feststehende Tatsache, daß die zielbewußte künstlerische Tätigkeit der Schlesischen Landesbühne - Deutschlands größter Wanderbühne - eine von Jahr zu Jahr sich steigernde Anerkennung und Beliebtheit nicht nur bei den Kurgästen, sondern auch in den Kreisen der einheimischen Besucher gefunden hat.

*

Neue Werke schlesischer Dichter

Gerhart Hauptmann: »Die Tochter der Kathedrale«. Das Kölner Schauspielhaus wird ein neues Drama von Gerhart Hauptmann zur Uraufführung bringen. Dieses neue Werk, das den Titel »Die Tochter der Kathedrale« trägt, wird voraussichtlich im nächsten Sommer über die Bretter gehen.

Hans Christoph Kaergel: »Der böhmische Wind«. Das Breslauer Schauspielhaus, das die kommende Spielzeit mit Schillers »Maria Stuart« eröffnen wird, bringt als Uraufführung Kaergels neues Werk »Der böhmische Wind« - wohl gleichzeitig mit Königsberg - heraus. Eine weitere Uraufführung ist das neue Rheinsberg-Stück von Friedrich Forster. Außerdem ist die Uraufführung eines neuen Lustspiels von Ortner in Aussicht genommen.

*

Remmerts zum Landesleiter berufen

Der bisher kommissarische Landesleiter der Reichstheaterkammer, Pg. Willy Remmerts, ist auf Grund einer Verfügung des Präsidenten der Reichskulturkammer zum Landesleiter der Reichstheaterkammer für den Gau Schlesien ernannt worden.



MUSIK

Wir werden in Zukunft regelmäßig an der gleichen Stelle unserer Zeitschrift kurze Lebensbilder schlesischer Musiker veröffentlichen, um auch diesen sonst wenig in Erscheinung tretenden außerordentlich wichtigen Kreis unseres kulturellen Schaffens der Öffentlichkeit bekannt zu machen.

In dieser Nummer bringen wir nachstehend einen kurzen Bericht über Ernst August Voelkel, den Leiter der Fachschaft Komponisten in der Reichsmusikkammer Schlesien.

Ernst August Voelkel

Die fruchtbare und charakteristische musikalische Begabung Ernst August Voelkels ist ein kostbares Erbe seiner engeren schlesischen Heimat, der Graffschaft Glatz. Voelkel ist 1886 in Neurode geboren. Seine musikalische Ausbildung erfuhr er in Breslau, vor allem bei Prof. G. Riemenschneider. Zunächst war Voelkel in den Jahren 1907 bis 1911 in Bremen, Breslau, Meran und Berlin als Theaterkapellmeister tätig, bis er sich 1912 in Breslau als Musiklehrer niederließ, zunächst an dem früheren Schlesischen Konservatorium, das in der heutigen Schlesischen Landesmusikschule aufgegangen ist, an die er als Lehrer für Theorie und Komposition übernommen wurde. Neben einer reichen Tätigkeit als Pianist, Begleiter, Chordirigent und Kammermusiker entfaltete er hier seine ursprüngliche kompositorische Begabung, die sich heute in über hundert Liedern, zahlreicher Kammermusik, in Orchester- und Orgelmusiken, vor allem aber in unendlich vielen Funkkantaten und Hörspielmusiken darstellt. Voelkel ist ein außerordentlich leicht und vielseitig schaffender Tonsetzer, der vor allem immer stil- und formgerecht arbeitet. Eine meisterhafte Beherrschung des Kontrapunktes zeichnet sein Schaffen aus. Sein zielbewußtes, auf den Geist der Gegenwart eingestelltes Schaffen fand bei dem vorjährigen Musikfest seine Anerkennung durch die Verleihung des Schlesischen Musikpreises für eine Grenzlandfeier und einen Eichendorff-Liederzyklus. Auch bei dem diesjährigen Musikfest trat Voelkel wieder mit einigen neuen Werken maßgebend hervor. Als Fachschaftsleiter in der Landesmusikkammer steht er an der Spitze der schlesischen Komponisten und leistet auch an dieser Stelle wertvolle Kulturarbeit für unsere schlesische Heimat.

Dr. J. H.

*

Von der Arbeit der Landesmusikschule

Die Schlesische Landesmusikschule beschloß ihr Wintersemester mit zwei Vortragsabenden, die ein bereites Zeugnis von der Vielseitigkeit der musikerzieherischen Arbeit und ihren erfolgreichen Ergebnissen ablegten. So stellte sich zunächst mit einer Aufführung der musikalischen Komödie »Der betrogene Kadi« von Gluck durch Studierende der Opernschule ein erfreulicher junger Bühnennachwuchs vor. Das reizende Werk wurde mit musikalischer und gefanglicher Sicherheit sowie mit Temperament und viel Spiellaune aufgeführt. Oberspielleiter Erich Kronen führte die jungen Begabungen sehr beweglich und frisch, und setzte dem ganzen ein paar drahtfeste Lichter auf. Prof. Boell hatte selbst die musikalische Leitung und ließ die köstliche Musik sehr beschwingt und lebhaft erklingen, so daß auch von dieser Seite die Aufführung sehr

anziehend war. Unter den jungen Sängern gab es ein paar ausgesprochene Begabungen.

Recht vielseitig war das Abschlußkonzert gestaltet. Hier sang zunächst der Chor der Landesmusikschule unter der Leitung von Hermann Buchal einige sehr anspruchsvolle Chöre, vor allem feine achtstimmige Vertonung von Goethes »Mahomed's Gefang« und das köstliche vierstimmige Lied von Löwe »An ihren bunten Liedern«. Vier Lieder von Hans Pfitzner wurden mit sympathischer Stimme voll zur Geltung gebracht. Eine andere beachtliche gefangliche Leistung war die kraftvoll und mit innerer Aktivität gestaltete Szene der Andromache aus »Achilleus« von Max Bruch. Eine ausgefeilte, feine musikalische Leistung war ferner die Wiedergabe der Konzertante für Klarinette und Klavier, op. 48 von Weber. Zu nennen sind dann noch die beiden Geiger, die unter der Orchesterleitung von Kapellmeister Franz Rau fauber und exakt sich in die Wiedergabe des Violinkonzerts von Bruch teilten. Die beiden Geiger stammten aus der Violinklasse von Maximilian Hennig.

Mit diesen beiden Abenden hat die Schlesische Landesmusikschule ein reichhaltiges winterliches Veranstaltungsprogramm beendet, in dem sowohl Lehrkräfte wie Schülerschaft anspruchsvolle und nachhaltige Leistungen zeigten. Rückschauend soll hier noch einmal erinnert werden an den Vortragsabend mit dem Präsidenten der Reichsmusikkammer, Prof. Dr. Peter Raabe, an dem sich der neuberufene Geigenlehrer der Anstalt, Rudolf Hauck, vorstellte, weiter das Weihnachtskonzert von den Lehrkräften der Anstalt, ein Abend der kirchenmusikalischen Abteilung. Ein Abend war dem jungen schlesischen Musikschaffen gewidmet, ein anderer zeitgenössischer Musik. Fahrten nach Oberschlesien und in den Sudetengau machten die Leistungen der Schule über die Grenzen unserer Stadt hinaus bekannt. Ein besonderes Konzert war dem siebzehnjährigen Hans Pfitzner gewidmet. Hier hielt Dr. Alfred Morgenroth einen Vortrag. Ein umfangreicher und vielseitiger Aufgabenkreis fand durch diese Veranstaltungen in der Öffentlichkeit großes Interesse und erfolgreichen Widerhall. Dr. Joachim Herrmann.

*

Konzerte des Großen Rundfunkorchesters

Der Reichsfender Breslau hat im Laufe des Monats Juli, während das Große Rundfunkorchester sich im Urlaub befand, einige bereits gefendete hervorragende Abendkonzerte als Aufnahmen wiederholt. Im Monat August beginnt die neue Reihe der Originalkonzerte im Rahmen des Abendprogramms für den kommenden Konzertsommer. Jeweils an einem Freitag werden außer Ernst Prade, dem ersten Kapellmeister des Reichsfenders Breslau, hin und wieder auch namhafte auswärtige Dirigenten die großen Abendkonzerte des Reichsfenders Breslau leiten.

Die Konzertreihe des kommenden Winters beginnt bereits am Freitag, dem 11. August, mit einem Abendkonzert, in dem Werke von Händel, Mozart und Haydn zur Aufführung gelangen. Im Verlauf dieses Konzertes spielt der Würzburger Flötist, Prof. Hermann Zanke, das Konzert Nr. 1 für Flöte und Orchester von Wolfgang Amadeus Mozart. Nordische Musik von Edward Grieg und Jan Sibelius bringt die Programmfolge des Abendkonzertes am 18. August, während am Abend des 25. August Werke alter Meister, und zwar von Bach, Locatelli, Monteverdi, Zelter und Leopold Mozart, zur Aufführung gelangen. Hans Grohmann, Rudolf Krömer, Otto Scholz und Willi Reinhard=Emke spielen hierbei das Konzert für vier Violinen und Streichorchester von Pietro Locatelli, während Emil Kessinger als Solist in dem Konzert für Bratsche und Orchester von Friedrich Zelter zu hören sein wird. Sämtliche Abendkonzerte des Reichsfenders Breslau im Monat August stehen unter der Leitung von Ernst Prade.

Das Städtische Orchester Ratibor, das unter der Leitung des Städtischen Musikdirektors Max Giernoth steht, ist in die Reihe der Kulturorchester eingerückt. Die dafür zuständigen Stellen haben diese Anerkennung im April d. J. ausgesprochen. Das Orchester befindet sich in der Sommerzeit in Bad Landeck. Es sind mehrere größere Konzertveranstaltungen geplant. So fand am 21. Juni 1939 ein Symphoniekonzert mit dem 1. Solohornisten der Dresdener Staatskapelle Max Zimolong statt. Das Konzert wurde im Rahmen einer Richard=Strauß=Feier aus Anlaß des 75. Geburtstages des Meisters durchgeführt. Für die in regelmäßigen Zeitabständen folgenden Symphoniekonzerte sind bisher verpflichtet: die Dresdener Altistin Petronella Boser, die Konzertfängerin Carola Behr, Berlin, und der Cellist Adolf Steiner.

SCHRIFTTUM

Schlesien und der »Goldne Spatz von Wuppertal«

Wenn die Mundartdichter Großdeutschlands nun alljährlich zum Wettstreit um den »Goldenen Spatz von Wuppertal« antreten, so kann in ihrem Kreise der Gau Schlesiens naturgemäß nicht fehlen. Schlesiens Mundartdichtung hat freilich nicht die große Tradition, wie die niederdeutsche, aber sie ist fest begründet und läßt sich aus der deutschen Literatur nicht hinwegdenken. Ihr Wirkungsbereich erstreckt sich bis tief ins Sudetendeutsche hinein, und sogar hoch im Ostpreußischen gibt es eine schlesische Sprachinsel, ganz abgesehen davon, daß überall im Reiche starke Schlesiengruppen vorhanden sind. In Wuppertal allein beträgt die Zahl der dort ansässigen schlesischen Landsleute etwa zweitausend, und auch in anderen Gauen gibt es außerordentlich starke Schlesierverbände. Trotzdem ist die schlesische Mundartdichtung bei den Nichtschlesiern im Reiche so gut wie unbekannt, und sie wird es auch immer bleiben, denn der schlesische Laut hat für die Nord- und Westdeutschen, ebenso wie für die Bayern und Ostmärker nur wenig Ansprechendes. Er ist ihnen ein Rätsel, auf dessen Lösung sie weder Zeit noch Mühe verwenden, und selbst dichterische Höchstleistungen in der schlesischen Mundart würden sich draußen kaum durchzusetzen vermögen. Es ist die Mundart an sich, die eine solche Ablehnung bedingt. Dieses Schicksal teilt sie freilich mit vielen anderen deutschen Mundarten. Das war bei den Vorlesungen der einundvierzig Vertreter aller Stämme in Wuppertal deutlich zu merken. Während zum Beispiel Plattdeutsch und einige andere allgemein ansprechen, stoßen Ostpreußisch, Märkisch, Erzgebirgisch, Schlesiisch, Ober- und Niederösterreichisch, um nur einige zu nennen, auf größte Schwierigkeiten. Die besten Dichtungen gehen verloren, weil die Mundart an sich keinen Widerhall findet.

Das Vorhandensein dieser Schwierigkeiten hat mit der Wertung der einzelnen Leistungen durch das Preisgericht in Wuppertal allerdings nichts zu tun. Die Preisrichter haben sich gewissenhaft in alle eingereichten Arbeiten vertieft und ihr Möglichstes getan, um jeder einzelnen Leistung gerecht zu werden. Es war keine leichte Aufgabe, die sie zu erfüllen hatten.

Der Anteil Schlesiens an dem Wettbewerb war bis jetzt auf einen Vertreter beschränkt, während andere Gauen zwei oder drei entsandt hatten. Auch Schlesiens müßte bei seiner Größe und bei der Vielfalt seiner Mundarten künftig mehrere Dichter ins Treffen schicken. Unbedingt gilt es neben dem Mittelschlesischen die Grafschaft Glatz und das »Neiderländische« Gebiet zu berücksichtigen, denn wenn auch das Reich für Schlesiens Mundartdichtung kaum

Im Kampfe
gegen
Zahnstein

Solvolith

die einzige Zahnpasta mit natürlichem
KARLSBADER SPRUELSALZ
Normaltube 50 Pfg.
Doppeltube 80 Pfg.
LINGNER-WERKE DRESDEN

jemals zu gewinnen sein wird, gezeigt werden kann sie ihm, und dazu bietet die unter der Schirmherrschaft des Herrn Reichspropagandaministers Dr. Goebbels stehende Veranstaltung in Wuppertal die beste und immer wiederkehrende Gelegenheit.

Ernst Schenke.

*

Schleifisches Wörterbuch, herausgegeben von Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Theodor Siebs und Dr. Wolfgang Jung-andreas.

Im Verlage von W. Gottl. Korn, Breslau, erscheint zur Zeit in Einzellieferungen das »Schleifische Wörterbuch«. Es handelt sich hier um ein wissenschaftliches Werk großen Ausmaßes, das im Deutschen Institut der Universität fachgemäß und auf Grund einer langen und wohlüberlegten Planung bearbeitet wird. Bisher liegen fünf Lieferungen vor, die einzeln bei Abnahme der fortlaufenden Reihe 2,50 RM. kosten. Jährlich erscheinen zwei Lieferungen. Es wird jedoch noch Jahre dauern, ehe dieses Standardwerk zum Abschluß gebracht werden kann, aber bereits die vorliegenden Teile geben gute Einblicke und aufschlußreiche Erkenntnisse.

Die Herausgabe eines »Schleifischen Wörterbuches« ist wichtig, weil ja die Sprache und insbesondere die einzelnen Mundarten zu den wesentlichen Ausdrucksformen einer Stammesart gehören und von der Sprache aus bedeutungsvolle Rückschlüsse auf das Werden und die Entwicklung des Stammes, seiner Beziehungen zu den andern Stämmen und zum Gesamtvolk gemacht werden können.

Das im Entstehen begriffene Werk hat daneben noch eine große grenzlandpolitische Bedeutung. Immer noch ist ja wenig bekannt, daß z. B. Oberschlesien bereits im Mittelalter auch rechts der Oder deutsche Mundarten gesprochen wurden und Oberschlesien heute quicklebendige deutsche Mundartengebiete besitzt. Auch das sogenannte Oberschleifische kommt vielfach aus deutschen Wurzeln. (Schur = Sauer, Flaki = Flecke, Kocynder = Gottfänder.)

Neben seinen hohen wissenschaftlichen Werten hat das Wörterbuch auch Bedeutung als ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Es gehört in jede öffentliche Bücherei, aber auch in die Hand aller jener, die mit schleifischer Volkstums- und schöpferischer Deutsch-tumsarbeit sich beschäftigen und überhaupt von allen, die sich als lebendige Glieder ihrer Heimat- und Stammesgemeinschaft fühlen.

Sczodrok.

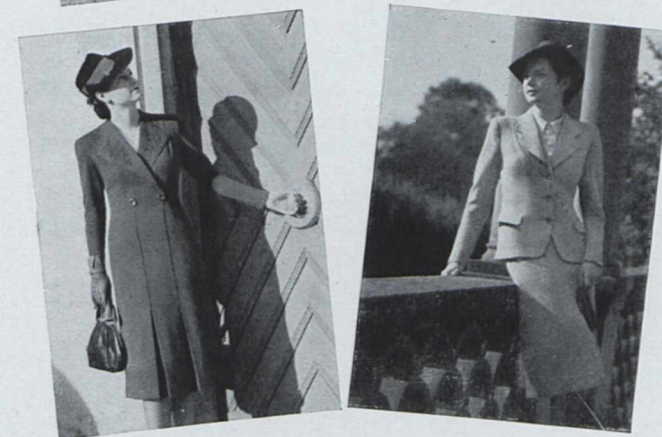
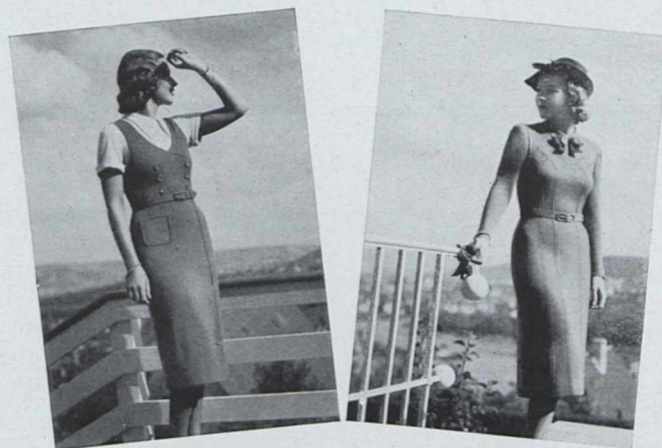
*

Sven Hedin: »Fünfzig Jahre Deutschland«, Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Der große schwedische Forscher und Gelehrte ist auch in schwersten Zeiten stets ein treuer Freund Deutschlands geblieben. Er erlebte das Aufblühen des zweiten Reiches unter Bismarcks Führung, er sah den heldenmütigen Kampf Deutschlands gegen eine Welt von Feinden und war auch Zeuge des Zusammenbruchs unseres Volkes im Jahre 1918. Seine Freundschaft zu Deutschland ist unverändert geblieben. Unvergessen für uns bleibt sein mannhaftes Eintreten für das Reich in einer Zeit, in der unser Volk den schwersten Demütigungen und Erniedrigungen ausgesetzt war.

In seinem jüngsten Werk berichtet Sven Hedin von seinen persönlichen Erlebnissen in Deutschland und von feinen Begegnungen mit großen Deutschen innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzen. Sein Buch ist mehr als ein Erlebnisbericht, als nüchterne Auszeichnungen eines Weltreisenden. Es ist ein geschichtliches Dokument eines Mannes, dessen persönliche Beziehungen zu Deutschland so herzlicher und inniger Art sind, daß wir ihm aufrichtig für dieses neue Bekenntnis seiner Freundschaft danken müssen.

Das Buch beschränkt sich zeitlich auf die Jahre 1886 bis 1936 und geht auf die jüngsten geschichtlichen Ereignissen nur am Rande ein.



für die Reise,
für den Sport, für das Haus

kurz - für jeden Zweck - ist ein

Bleyle-Strickkleid

das gegebene praktische und doch
modisch betonte Kleidungsstück

*

Geegründet
im Jahre 1773

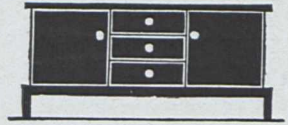
Gebr. Grütner

Breslau 1-Ring 41
Ecke Albrechtstraße

Alttestes schleifisches Fachgeschäft für modische Wollwaren aller Art

Heinrich Hauswalg Möbel, Innenausbau

Werkstätten und Ausstellungsräume: Breslau, Salzstraße 35



Die meisten der Persönlichkeiten, von denen Sven Hedin manche neue Einzelheiten zu berichten weiß, sind nicht mehr am Leben.

Herbert Lindner.

*

»Tiefengeleuchtet«, Erzählungen aus dem Bergmannsleben, zusammengestellt von Robert Kurpiun. Walter Bacmeisters Nationalverlag, Essen 1939.

Kurpiun, der selbst schon oft über den Bergmann und sein Leben geschrieben hat - mehrere Proben aus seiner Feder sind in dem Werke wiedergegeben - hat hier aus dem gesamtdeutschen Schrifttum gute dichterische Schöpfungen zusammengetragen, die dem Bergbau gewidmet sind. Wie das Werk zeitlich umfassend ist, so sprechen auch alle Bergbaugebiete des großen Deutschen Reiches zu uns.

Karl Ch. Droft.

*

Jahresgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung 1939

Anstelle der sonst üblichen Jahresgabe überreichte die Deutsche Eichendorff-Stiftung ihren Mitgliedern in diesem Jahre eine naturgetreue Wiedergabe der ersten Seiten des »Taugenichts«, dessen Urchrift zu den kostbarsten Schätzen des Deutschen Eichendorff-Museums in Neisse gehört. Die Wiedergabe und Verbreitung der Handschrift des großen Schlesiens Eichendorff in größerem Zusammenhang (18 Seiten) wird bestimmt die Zustimmung weiterer Kreise erfahren.

Im Jahre 1940 soll wieder - wie bisher - der Almanach »Aurora« ausgeben werden.

Karl Ch. Droft.

*

Roman-Preiswettbewerb des »Völkischen Beobachter«

Der »Völkische Beobachter« wendet sich mit einem großzügigen Preiswettbewerb an alle deutschen Dichter, Schriftsteller und an alle berufenen deutschen Volksgenossen im In- und Ausland, die glauben, einem Schicksal aus unserer Zeit im großen Zeitroman Form und Gestalt geben zu können.

Die Themenstellung ist nicht so aufzufassen, daß nur das Schicksal eines einzelnen Menschen Darstellung und Ausdruck finden darf, sondern gerade in einem Zeitabschnitt der sich bildenden deutschen Volksgemeinschaft läßt sich in dichterischer Gestaltung das Schicksal

bestimmter Menschengruppen formen. Solche Menschengruppen können sich in den vielfachen Gemeinschaften des Staates und der Bewegung bilden, und so können manche Teilgebiete unseres völkischen Lebens den Hintergrund für ein schicksalhaftes Geschehen abgeben.

Der Nationalsozialismus hat seit dem großen Kriege die Schicksalswende der deutschen Nation herbeigeführt. Die Spannungen und menschlichen Auseinandersetzungen, die dadurch ausgelöst wurden, sind wie kaum in einer anderen Zeit der deutschen Geschichte geeignet, literarisch und dichterisch nachgestaltet zu werden.

Der Preis von 20 000 RM. für die beste Arbeit und der im ganzen zur Verfügung stehende Betrag von 50 000 RM. unterstreichen die Bedeutung der gestellten Aufgabe und berechtigen auch zu der Hoffnung, daß dieser Appell allseitigen Widerhall findet.

Die im Juni-Heft unserer Zeitschrift wiedergegebene Grundsteinlegungsurkunde des im Bau befindlichen Opper Theater schuf Paquita Kowalski-Tannert, Breslau, die Aufnahme stammt von O. Damerau, Breslau.

Die Schriftleitung.

Geschäftliches (außer Verantwortung der Schriftleitung)

Unserer heutigen Ausgabe liegt ein Prospekt der Steiniger-Verlage bei, dessen Beachtung wir unseren Lesern empfehlen.

SCHLESISIEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM
HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN SCHLESISIEN

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl Heinz Kreusel, Breslau; für Verwaltung, Wirtschaft und Verkehr: Dr. Winand Gralka, Breslau; für den Berichtsteil: Karl Christian Droft, Breslau. Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien G.m.b.H., Breslau 5, am Sonnenplatz. Druck: NS-Druckerei, Breslau 5, Sonnenstraße 10. Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 2, Gartenstraße 74, im Landehaus. Für unverlangt eingefandene Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung. Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichend Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 3,- RM. zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld. Einzelheft 1,- RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden, oder auch direkt beim Verlag Breslau 5, am Sonnenplatz (Postfachkonto Breslau 74 822, Fernruf 525 51 und 525 55). Anzeigenpreise (nur Seitenteile) nach Preislifte Nr. 1. D.-A. im 2. Vj. 1939: 5166.

Verantwortlicher Anzeigenleiter: Günter Schulz, Breslau.

CONTINENTAL- BÜROMASCHINEN

zum Schreiben, Rechnen und Buchen

Hauptvertrieb:

Siegfried Schultze

Breslau 5, Neue Schweidnitzer Straße 4

Petermann
Kunstgewerbliche Laupen
BRESLAU 1 · SCHWEIDNITZER-STRASSE 36

Seidel Pohl
BRESLAU I
Schweidnitzer Str. 27 gegenüber der Oper
Maß-Schneider + Herrenaustatter

VIANOVA
BRESLAU + GLEIWITZ

Straßenbaugesellschaft m. b. H.
Tiefbau · Neuzeitliche Straßendecken



Neue Freianlagen im Breslauer **ZOO**

Jeden Dienstag, Donnerstag und Sonntag: Billiger Tag!

Das Heilbad im
Riefengebirge

**Wünschel
Wunderkamm**

Radiumhaltige Schwefelquellen +44°C
Hochgebirgs-Mineralmoor
Neuzeitl. Bäderbauten
Ganzjährig geöffnet.

Besucht das schöne

Löwenberg

in Schlesien

Historisches Blücherfest

vom 27. bis 30. August 1939

Rich. Kiefer & Co.

Reuschesstr. 2, Laden und 1. Stock / Ruf 26241

Bürobedarf, Papier- und Schreibwarenhandlung
Büromöbel aus Stahl und Holz, Schreibmaschinen

Lederwaren • Reiseartikel

Friedrich Krause K.G.

Breslau II, **nur** Gartenstraße 85

Das leistungsfähige Fachgeschäft

Rilische **KÖHLER & LORENZ**

BRESLAU I • KUPFERSCHMIEDESTR. 41 • RUF: 51424



TERMAK

Schlesische Straßenbaugesellschaft K.-G.

Breslau 2, Tauentzienstraße 29

Telephon 27562

Ausführung von Straßenbauarbeiten aller Art vom Unterbau bis zur neuzeitlichen Straßendecke in Teer und Asphalt

Bank der Deutschen Arbeit AG.

Niederlassung Breslau, Tauentzienstr. 16, Ruf 21386, 56792
Reichsbank-Girokonto, Postscheckkonto Breslau 414

Ausführung aller Bank- und Börsengeschäfte

Kontokorrent- und Überweisungsverkehr • Beratung bei
Kapitalanlagen • Kontokorrentkredite • Diskontierung
von Wechseln • Gewährung von Bau-Zwischenkrediten

Annahme von Spargeldern



Riegner u. Hirschmann

Vertriebsstelle für Modelle des Amtes „Schönheit der Arbeit“
Breslau 1, Ring 29, Eingang Ohlauer Straße, Ruf 234 31

Möbel für Büros, Kantinen, Gefolgschaftsräume, Porzellan, Bunzlauer Braunzeug,
Bestecks, Beleuchtungskörper aus Holz u. a. m.



Bürobedarf Max Stenzel empfiehlt

Breslau 1, Garvestraße 11 **Vervielfältigungsapparate**
Fernsprecher Nr. 297 49 **Schreibmaschinen-Büromöbel**
System-Registrierung Stella-Herdeggen

Arthur Walde

Breslau 1, Ofener Straße 24
Fernsprecher 20909

Ingenieurbau-Unternehmung
Neuzeitlicher Straßenbau
Beton- und Eisenbetonbau

VEDAG

Vereinigte Dachpappen-fabriken

Aktiengesellschaft

Breslau 1, Elterplatz 1a

Liefert:

Bitumen-Emulsion »Webas«
Holzeranstriche Emailit
Carbolineum

führt aus:

Grundwasserdichtungen
Holzerungen gegen Feuchtigkeit
hartgußasphalt

Chemische Werke A.-G.

Brieg

★

Kaltasphalt »Bregalit«

★

Teerdestillation

★

Straßenbauausführungen

★

Brieg Bez. Breslau, Mühlendamm 5

Fernsprecher Nr. 14 und 81

Köstlich schmeckt **Si-orange**

Naturlimonade aus dem Saft baumgereifter Orangen
Hersteller: Speck & Säring, Breslau 10, Ruf 45710 u. 45720

Schönhals

Breslau 1 • Reufchefr. 51 • Tel. 56844

Käsees



Geschw. Hoeniger

BRESLAU 13, STRASSE DER SA. 10

Wer sein Büro gut eingerichtet, hat nie auf „Hoeniger“ verzichtet!

Büromöbel
Büromaschinen
Bürobedarf